



Arik Brauer

Er wuchs als Gassenbub auf und sympathisierte mit den Kommunisten. NU sprach mit ihm über achtzig Jahre Künstlerleben

Hirnnahrung



Ihr Wissen wächst. Ihre Ideen gedeihen.
Der Grund: Journalismus, der sich kein Blatt
vor den Mund nimmt.



4 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leser



*Liebe Leserin,
lieber Leser!*

In jedem NU gibt es einige neue Namen, die Sie zum ersten Mal lesen. Und solche, die Ihnen wohl bekannt sind. Zu Letzteren zählt Peter Rigaud, unser viel beschäftigter Fotograf. Für die Chanukka-Ausgabe fotografierte er alle drei Persönlichkeiten, die uns für jene ausführlichen, persönlichen Gespräche zur Verfügung standen, die inzwischen zu einem unserer journalistischen Markenzeichen geworden sind.

Rigaud ist es zu verdanken, dass Sie den Künstler Arik Brauer (interviewt von Danielle Spera), den Historiker Oliver Rathkolb (mit ihm sprach ich) und die Direktorin der Österreichischen Nationalbibliothek Johanna Rachinger (befragt von Peter Menasse) nicht nur in Worten, sondern auch in Bildern genießen können – und in was für welchen!

Zu den neuen Namen, die Sie in dieser Ausgabe finden werden, zählt jener von Regina Strassegger. Die Auslandsreporterin des ORF reiste ins georgische Tbilisi und spürte dort für NU der jüdischen Gemeinschaft nach. Ihre Recherche hat einen hochaktuellen, wenngleich wenig beachteten Anlass: In der georgischen Regierung sitzen zwei jüdische Minister an sehr sensibler Stelle: Das Verteidigungsministerium wird von Dawitt Keseraschwili geführt und das Ministerium für Reintegration, also für die Wiedereingliederung von Südossetien und Abchasien, von Temur Iakobaschwili.

Nicht ganz so weit, in Kilometern gemessen, zog es Martin Engelberg, dessen Name Ihnen als Autor unseres Schlusskommentars bestens bekannt ist. Er besuchte das polnische Lemberg, jene Stadt, aus der seine Familie stammt. In seinem Reisetagebuch macht er sich auf die Suche nach dem jüdischen Erbe – und fand es unter anderem unter altem Fassadenputz. Eric Frey, in seinem Zivilberuf Chef vom Dienst der Tageszeitung „Der Standard“, komplettiert unsere außenpolitische Berichterstattung mit einer Analyse zur US-Wahl. Die spannende These des ausgewiesenen Amerikaexperten: Barack Obama ist fast ein jüdischer Präsident.

Unser ständiger Autor Herbert Voglmayr liefert uns eine Analyse zum zweiten, dominierenden Thema dieser Tage: der Weltwirtschaftskrise. Er hat sich intensiv mit dem Werk des Wirtschaftsnobelpreisträgers Joseph Stiglitz auseinandergesetzt und seine Thesen auf ihre aktuelle Verwertbarkeit abgeklopft.

Den Blick auf die Brennpunkte des Weltgeschehens richten und zu hinterfragen, was bedeutet es für die Jüdinnen und Juden vor Ort und in der Welt, das ist eine der Ansprüche, die NU gerne einlösen möchte. Immer wieder versuchen wir aber auch, Themen des jüdischen Alltags aufzugreifen. Arik Brauer erzählt Danielle Spera, dass Weihnachten in seiner Familie als Gesangsabend mit kommunistischem Liedgut gefeiert wurde. Aber wie begehen jüdische Familien Chanukka, umgeben von allgegenwärtigem Weihnachtsmann- und Christkindlkitsch? Zwei Autorinnen, die Schriftstellerin Eva Menasse und die selbstständige Unternehmensberaterin Miriam Tenner beschreiben, wie sie mit diesem Thema umgehen. Wem es ähnlich geht, dem sei ein Buch empfohlen: Hanno Loewys „Solls der Chanukkabaum heißen“. Ihnen kommt der Name bekannt vor? Loewy leitet das jüdische Museum in Hohenems, das wir in unserer letzten Ausgabe für unsere Serie „Jüdische Museen“ porträtiert haben. Diesmal besuchte unser Autor in England, Axel Reiserer, das jüdische Museum in London, das gerade komplett umgestaltet wird.

Passend zu den bevorstehenden Feiertagen und der damit verbundenen Hoffnung, ein wenig Zeit für die Familie, für sich und für das Lesen eines guten Buches zu haben, finden Sie in diesem NU auch eine Reihe von Hinweisen auf Werke, die NU-Autoren geschrieben haben – was uns natürlich sehr stolz macht.

Schöne Leseerlebnisse und erholsame Feiertage wünscht Ihnen

Barbara Tóth
stellvertretende Chefredakteurin



UNS SORGT

der wieder auflebende Rechtsextremismus in Ungarn. Die selbsternannte „ungarische Garde“ provoziert seit Wochen, indem sie gegen Roma, Sinti und Juden und für ein ethnisch „reines“ Großungarn eintritt. Auch mit Aufmärschen auf slowakischem Nationalgebiet. Aber damit nicht genug. Auch die sozialdemokratische slowakische Regierung, in der die rechtspopulistische Partei Jan Slotas als Juniorpartner sitzt, macht mit Nationalismus Politik. In Schulbüchern werden zweisprachige Städte in der Südslowakei nur mit ihrem slowakischen, nicht ihrem ungarischen Namen angeschrieben. Und ein neues Sprachgesetz soll die „Reinheit der slowakischen Sprache“ schützen. Etwa mit Strafen bis zu 5.000 Euro für jene, die den „Verfall der Sprachkultur“ fördern. Kein Wunder, dass beide Vorschläge aus dem von der Slota-Partei geführten Kulturministerium stammen.

UNS ÄRGERT

das angeblich „freie Wort“ in der „Kronen Zeitung“. Gibt es sie, oder gibt es sie nicht, die Leserbriefschreiber der „Kronen Zeitung“? Johannes Abl aus

Großgmain findet sich jedenfalls nicht im Telefonbuch, was nichts heißen muss. Vielleicht hat er eine Geheimnummer. Sollte er wahrscheinlich auch, weil was er am 17. September in seinem Leserbrief zum Thema „Mysterium 9/11“ schrieb, hätte sicher viele wütend zum Telefonhörer greifen lassen – wenn man ihn nur anrufen könnte. Abl behauptet nämlich, dass der israelische Auslandsgeheimdienst Mossad von den Anschlägen Bescheid wusste und jüdische Bürger gewarnt habe, an diesem Tag nicht zur Arbeit ins World Trade Center zu gehen. Außerdem schreibt er, dass zwei Wochen davor der Besitzer des Handelszentrums



„Silverstein“ (hier verkneift sich Abl das Attribut „jüdisch“, weil er offensichtlich davon ausgeht, dass der „Krone“-Leser weiß, wie der Name zu verorten ist) die Türme versichern ließ und danach acht Milliarden Dollar kassierte. Gehören solche antisemitischen Verschwörungstheorien tatsächlich in die von Hans Dichand persönlich redigierte Kategorie „Das freie Wort“?

UNS FREUEN

die vielen neuen Bücher, die NU-Autoren in den vergangenen Wochen (mit)geschrieben haben. Jede Zeitschrift ist so gut wie ihre

Autoren. Die Zeit zu finden, neben seinem Brotjob ein Buch zu gestalten, ist nicht einfach, aber es lohnt sich.

Unser Fotograf

Peter Rigaud legt dieses Jahr einen wunderschönen Porträtband vor (Brandstätter Verlag, Euro 39,90). Barbara Tóth und Eric Frey haben Essays für das Erinnerungsbuch „Wie wir gelebt haben“ geschrieben, das sich mit dem jüdischen Leben vor und nach dem Zweiten Weltkrieg auf einer sehr persönlichen Ebene auseinandersetzt. Viele alte Familienfotos

ergänzen die Texte (Mandelbaum Verlag, Euro 29,90). Wer sich fragt, was die Nationalratswahl 2008 gebracht hat,



außer dieselbe Regierung mit etwas jüngeren Gesichtern, kann das im von Thomas Hofer und Barbara Tóth herausgegebenen Sammelband „Wahl 2008“ nachlesen.

Welche Rolle die „Kronen Zeitung“ spielt, wird ebenso ausgeleuchtet wie die Gründe für den rasanten

Aufstieg von FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache (Molden Verlag, Euro 19,95).

Und Margaretha Kopeinig hat gemeinsam mit Wolfgang Petritsch ein überaus aktuelles Werk zur Wirtschaftskrise verfasst. „Das Kreisky-



Prinzip. Im Mittelpunkt der Mensch“ widmet sich dem jetzt gerne wieder zitierten Wirtschaftspolitiker Bruno Kreisky (Czernin Verlag, Euro 21,90).

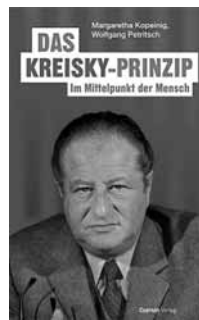




FOTO ©: PETER RIGAUD

SEITE 6

EDITORIAL 3

MEMOS 4

COVER 6

INTERVIEW MIT ARIK BRAUER

NU sprach mit dem Universalkünstler über kommunistische Jugendlieder, feige Nazis und Antisemitismus in Wien

Von Danielle Spera

RELIGION 14

HEILIGES WEIHNUKKA

Was, du feierst kein Weihnachten? Zwei Erfahrungsberichte aus der jüdisch-christlichen Zwischenwelt

Von Eva Menasse und Miriam Tenner

RESTITUTION 16

KURT SCHOLZ GEHT AB

Was hinterlässt der Wiener Restitutionsbeauftragte?

Von Rainer Nowak

ZEITGESCHICHTE 18

NATIONALE STEREOTYPEN

Der neue Leiter des Zeitgeschichte-instituts der Universität Wien erklärt, warum Europa auf dem Weg in den Nationalismus ist

Von Barbara Tóth



FOTO ©: PETER RIGAUD

SEITE 18

SERIE JÜDISCHE MUSEEN 22

LONDON

Das Museum ist im Umbau, aber wird es wirklich besser?

Von Axel Reiserer

AUSLAND 24

BARACK OBAMAS SIEG

Warum der nächste US-Präsident sehr jüdisch ist

Von Eric Frey

REISE 26

JÜDISCHE SPUREN IN LEMBERG

Einst stolze Stadt der jüdischen Aristokratie, heute trist. Eine Fahrt in die Vergangenheit

Von Martin Engelberg

REPORTAGE 28

SPURENSUCHE IN GEORGIEN

Warum Georgien und Israel ein gemeinsames Schicksal verbindet

Von Regina Strassegger

KULTUR 32

BÜCHER FÜR DEN HELDENPLATZ

Die Direktorin der Nationalbibliothek Johanna Rachinger will ihren Bücherspeicher erweitern

Von Peter Menasse



FOTO ©: PETER RIGAUD

SEITE 32

WIRTSCHAFT 39

VON STIGLITZ LERNEN

Die Thesen des amerikanischen Wirtschaftsnobelpreisträgers sind aktueller denn je

Von Herbert Voglmayr

LESERBRIEFE 42

EIN SUCHBILD

AUF JIDDISCH 43

Von Michaela Spiegel

KOMMENTAR 44

Die Wirtschaftskrise hat auch einige gute Seiten

Von Martin Engelberg

ALLTAGSGESCHICHTEN 45

Wie der Tempel langsam zum Museum wird

Von Erwin Javor

DAJGEZZEN UND 46

CHOCHMEZZEN

Von Peter Menasse und Erwin Javor

IMPRESSUM 48

office@nunu.at

www.nunu.at



„Der Antisemitismus ist auch nicht mehr, was er einmal war“

Der Universalkünstler Arik Brauer feiert im Jänner seinen achtzigsten Geburtstag. NU sprach mit ihm über seine Jugend als Gassenbub, feige Nazis der Gegenwart und seine Sorge um Israel.

VON DANIELLE SPERA (INTERVIEW) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Du bist Jahrgang 1929, dein Vater war Jude, er kam aus Litauen, war Schuhmacher, aufgewachsen bist du in Ottakring. Wie war das Leben damals in der Wiener Vorstadt?

Brauer: Ich hab von Anfang an ein Doppelleben geführt, ich war ein richtiger Gassenbub, obwohl ich ein „heiliges“ Elternhaus hatte. Es war sehr bescheiden, mein Vater war Schuhmachermeister. Wir hatten eine Zimmer-Küche-Wohnung, Klo am Gang, Wasser am Gang, so wie eben damals die meisten Menschen gelebt haben. Aber wir haben nie Hunger gelitten, im Gegenteil, wir haben sogar die Nachbarkinder immer wieder zum Essen bei uns gehabt. Wir konnten im Sommer aufs Land fahren, waren bei Verwandten untergebracht, einem Bauern oder Kleinhäusler. Wir hatten ja auch einen nicht jüdischen Zweig. Meine Mutter war ein Mischling, wie das die Nazis genannt haben. Das ganze Leben bei uns in Ottakring hat sich in Richtung Wienerwald abgespielt. In die Stadt ist man wie ins Ausland gegangen. In die Stadt – das war über den Gürtel. Ich erinnere mich an meinen ersten Weg mit meiner Mutter in die Stadt. Da sind wir die Burggasse zu Fuß hinuntergegangen, da gab es bei einer Kirche eine Heiligenfigur, den Sebastian, die hat mich sehr beeindruckt. Und

dann habe ich zum ersten Mal die Stephanskirche gesehen, vor der habe ich Angst gehabt. Ich kann mich genau erinnern, da bin ich vom Graben ums Eck gebogen und plötzlich stand dieser Architekturberg vor uns, grau in grau, das hat mich enorm beängstigt, aber das war ja von den Erbauern vermutlich auch beabsichtigt.

Du hast gesagt „heilige“ Familie, im Sinn von religiös?

Nein, meine Eltern waren überhaupt nicht fromm, sie waren Austromarxisten. Hochgehalten wurden die Naturfreunde, die Kinderfreunde oder der Abstinenzlerbund. Musik war meinen Eltern auch wichtig. Wir hatten in der Zimmer-Küche-Wohnung einen Stutzflügel und da wurde fleißig Schubert gespielt. Für meine Mutter und meine Schwester war Schubert eine zentrale Figur.

Da sind zwei Welten zusammengekommen, ein Gassenbub mit jüdischen Wurzeln.

Ja, als ich größer wurde, war ich immer auf der Gassn, habe mit dem „Fetzenlaberl“ Fußball gespielt und hab auch die Sprache der Gassenbuben gesprochen, wahrscheinlich war ich der einzige Jud in Wien, der den Wiener Dialekt richtig konnte. Aber einmal

in der Woche bin ich in die Religionsstunde in der Zinkgasse im 15. Bezirk gegangen. Dort waren die Kinder anders gekleidet, mit Strümpfen und Gummi über den Knien oder Strumpfbandgürtel, das hab ich dort zum ersten Mal gesehen. Aber dort wurde auch anders gesprochen. Da waren auch Kinder, deren Eltern aus Galizien gekommen sind, die haben jiddisch gesprochen. Mein Vater hat übrigens auch Jiddisch gekonnt. Ich hab schon damals gut singen können, da haben sie mich sehr bald animiert, im Kinderchor vom Turnertempel (Synagoge im 15. Bezirk, Anm. d. Red.) mitzusingen. Aber das war knapp vor dem Einmarsch der Hitlertruppen, damit war meine Karriere als Tempelsänger beendet, bevor sie begonnen hat.

Wie sehr warst du vom Judentum geprägt, hast du etwas davon mitbekommen, hat dein Vater, habt ihr die Feiertage eingehalten?

Nein, wir waren nicht religiös, wir sind auch nicht in den Tempel gegangen, in unserem Umfeld hat es auch praktisch keine jüdischen Familien gegeben. Trotzdem haben mich meine Eltern in den Religionsunterricht geschickt, das ist ja auch typisch für die jüdische Selbstzerfleischung. Weihnachten haben wir nicht gefei-

„Weihnachten haben wir nicht gefeiert, es war für uns mehr ein Liederabend mit sozialistisch angehauchten Weihnachtsliedern.“

ert, es war für uns mehr ein Liederabend mit sozialistisch angehauchten Weihnachtsliedern. Ich hatte natürlich aus dem Religionsunterricht jüdisches Wissen und habe mich damit gebrüstet. Dieses Doppelleben habe ich eigentlich mein ganzes Leben lang standhaft durchgezogen.

Hast du selbst in dieser Zeit Antisemitismus erlebt?

In der Schule war das enorm. Ich war das einzige jüdische Kind in meiner Klasse, wenn es eine Streiterei oder Rauferei gab, hat es gleich geheißen: das Judengfrast. Aber als echter Gasenbub hab ich gewusst, wie ich mich verteidigen muss. Ab 1938 war mir dann klar, dass es keine Gerechtigkeit gibt, denn ich durfte nicht mehr zurückschlagen. Ich bin so erzogen worden, dass man sich anständig verhält, dass Gutes belohnt und Böses gerügt wird, Schläge gab es in unserer Familie nicht. Und plötzlich ist meine Weltordnung zusammengebrochen. Gleich nach dem Einmarsch 1938 gab es in unserer Schule ein Sportfest, Höhepunkt war ein Wettlauf um den Märzpark. Ich war sehr sportlich und habe das Rennen gewonnen. Der Lehrer war in einem Dilemma. Dann hat er mich ausgeschieden. Ein Kind hat gefragt: „Warum denn, der Brauer war doch der Schnellste?“ Da hat der Lehrer geantwortet: „Nein, er hat die anderen behindert, das ist typisch für einen Juden, die können sich nicht sportlich verhalten.“ Der erste Preis war aber ohnehin ein Hitlerbild.

Dein Vater konnte aus Wien flüchten. Wie war das für euch als Familie, das Zurückbleiben in Wien?

Ja, meinem Vater ist es gelungen, sich nach Litauen durchzuschlagen, wir wollten eigentlich mit, mussten aber nach Wien zurückkehren. In Wien hat es ja fast bis zum Kriegsende jüdische Institutionen gegeben. Offenbar hat man im Judenreferat gewusst, wenn es gar keine Juden mehr gibt, dann wird auch das Judenrefe-

rat aufgelöst und dann müssen sie an die Ostfront. Ich war ja zuerst noch in der gojischen Schule, das war fürchterlich, da hab ich schnell begriffen, wo es langgeht. Danach war ich in wechselnden jüdischen Schulen, die immer wieder geschlossen wurden, weil viele Kinder verschickt worden sind und wir sind immer weniger geworden.

Wie ist es deiner Mutter ergangen?

Wir sind weiter in unserer Zimmer-Küche-Wohnung geblieben, meine Mutter musste im Gegensatz zu mir keinen Judenstern tragen. Ich hatte auch das „J“ im Pass. Aber ich glaube, meine Mutter hat auch keine „arischen“ Lebensmittelkarten bekommen. Nachdem man ihr die Ersparnisse weggenommen hat, hat sie Wäsche für verschiedene Familien gewaschen und damit ein bisschen Geld verdient, damit wir irgendwie leben. Dann ist sie in einer Spedition untergekommen und hat uns durch ihre Arbeit dort über den Krieg gerettet.

Deine Mutter war keine Jüdin, war es je ein Thema für sie überzutreten?

Wozu? Warum denn? Nach welcher Halacha bin ich kein Jude? Wenn es

nach den Reformern geht, ist es völlig egal, welcher Elternteil Jude ist. Die Reformer sind übrigens im Judentum heute in der Mehrheit. Eigentlich ist es genau das, was die Nazis gemacht haben, Rassismus auf der anderen Seite. Meiner Meinung nach genauso lächerlich.

Wie war das Leben, das Überleben in Wien als U-Boot?

Ich habe, nachdem es keinen Schulunterricht mehr gab, als Lehrling in der Tischlerei der Kultusgemeinde zu arbeiten begonnen. Auch da wurden wir immer weniger, unser Meister, Herr Sussmann, ist nach Theresienstadt deportiert worden. Wir mussten für einen hohen SS-Funktionär eine Villa in der Hinterbrühl einrichten, gleichzeitig waren die Russen schon in Ungarn. Ich musste noch im Herbst 1944 einen begehbaren Hühnerstall bauen für den SS-Mann Rücksinger, ein sehr pingeliger Mann. Es war grotesk, dass wir, die Tischler der Kultusgemeinde, die Wohnungseinrichtungen für SS-Bonzen gemacht haben. Die meisten der Tischler waren übrigens burgenländische Juden, hoch qualifizierte Handwerker, die wunderbare Möbel bauen konnten.





Wie lange ist das gut gegangen?

Nach und nach sind alle abgeholt worden, dann haben sie mir auch meine Kennkarte abgenommen, das hat geheißen, Transport am nächsten Tag. Da habe ich mich sofort versteckt, glücklicherweise waren sie nicht mehr im Stande genau zu kontrollieren.

Wie habt ihr das Kriegsende erlebt?

Ich habe in der Seitenstettengasse den Einschlag einer Kettenbombe erlebt. Ich wurde in eine Einfahrt geworfen und bin so unverletzt geblieben. Die Feuerwehr hat vorbeigeschaut, einer hat gerufen: „Wir haben etwas Besseres zu tun, als tote Juden auszugraben.“ Ich habe dann mitgeholfen, die Toten und Verletzten herauszuziehen. Dann waren aber schon bald die Russen da und da bin ich schon zwischen den russischen Panzern herumgesprungen.

War das dann schon deine Annäherung zum Kommunismus?

Dass der Marxismus etwas Tolles ist, habe ich mit der Muttermilch mitbekommen! Es hat eine Zeit gedauert, bis ich diese Muttermilch wieder ausgespuckt habe. Die Russen haben uns befreit und niemand anderer. Wir sind mit weißen und roten Fahnen auf sie zugelaufen, meine Schwester hat „Wolga, Wolga“ gespielt am Klavier, daraufhin haben sie uns auch zu essen gebracht. Später sind die Russen mit den Pferdewagen gekommen und da haben dann die Vergewaltigungen begonnen. Meine Schwester war 18, ein-

mal ist ein betrunkenener Russe zu uns gekommen, da hat sie sich im Klappbett versteckt, bis er weg war.

Du hast dich aber dann doch der KPÖ angeschlossen.

Durch einen Bekannten, den Heini Klein. Da gab es kleine Trupps, die den VolkssturMLEuten die Panzerfäuste weggenommen haben, unter dem Motto: Schleichts euch, der Krieg ist aus! Das war in den letzten Kriegstagen, da war ich gleich dabei. Dann ist mein Cousin, der Rudi Spitzer, zurück aus der Emigration gekommen, als englischer Offizier, in dieses Elend, um hier den Sozialismus aufzubauen. Er hat mich bestärkt, dass ich mit der KPÖ auf dem richtigen Weg sei. Da war ich dann in der Jugendbewegung aktiv, habe aber sehr bald die Problematik erkannt. Es sind dann immer mehr junge Juden zurück aus England gekommen, um hier den Sozialismus aufzubauen, sie sind schon in England geschult worden. Es war eine komische Situation, wir haben sie nicht mehr als Juden, sondern als Emigranten gesehen, sie haben anders gesprochen, waren natürlich gebildeter, fast alle aus bürgerlichen Familien und keine Arbeiterkinder. Darüber wurde aber nie gesprochen. Ich war so etwas wie ein Bindeglied, obwohl ich aus einer Arbeiterfamilie stammte. Dann hat die Kaderabteilung begonnen mich zu fördern. Da habe ich aber schon begonnen mich zurückzuziehen. Ich habe instinktiv gespürt, dass das in eine falsche Richtung läuft. Allerdings habe ich dort sicher sechs, sieben Jah-

re verplempt. Meine Karriere als Maler hat dadurch erst später begonnen, während der Ernst Fuchs schon längst ausgestellt hat.

Was hast du in der KP überhaupt gemacht?

Es gab eine Theatergruppe mit einem Chor, dort war ich aktiv. Ich habe auch politische Musicals geschrieben. Das wurde auch hochgejubelt, weil es „aus dem Volk“ kam. Dann habe ich einen Kinderchor geleitet, wollte aber lieber nach Israel. Das hat aber der Rudi Spitzer vorerst verhindert, er hat gemeint, zuerst müssen wir den Sozialismus aufbauen, das geht ja eh geschwind, jetzt musst du noch dableiben. In der KP haben sie mich „Singerl“ genannt, weil ich bei den Ausflügen immer mit der Gitarre unterwegs war und voll in meinem Element. Der Name ist mir dann in dieser ganzen Zeit picken geblieben. Allerdings habe ich bald die Diskrepanz zwischen Kunst und Totalitarismus gesehen. Das haben die Funktionäre gespürt, die haben dann schon gewusst, dass ich nicht mit Leib und Seele dabei bin. Mir war die Freiheit wichtiger, sie haben mich auf eine Parteischule geschickt und gesagt, deine Kunst kann warten, bis der Sozialismus gesiegt hat. Jetzt musst du in die Betriebe gehen, das hab ich dann auch gemacht, gemeinsam mit dem Hrdlicka.

Wie siehst du die Situation denn heute, im Lichte der Finanzkrise, wo es heißt, der Kapitalismus ist tot?

„Die Araber wollen Auto fahren, sie wollen Computer haben, sie wollen die neuesten technischen Errungenschaften, aber sie wollen unter keinen Umständen die Gleichberechtigung der Frau.“

Die Probleme des Kapitalismus werden nicht durch Kommunismus beantwortet. Alles, was schlecht ist am Kapitalismus, trifft auch auf den Kommunismus zu, obwohl das scheinbar ganz anders funktioniert, der menschliche Egoismus und die Gier und das sinnlose Streben nach immer mehr, sind im Kommunismus noch penetranter, dort ist es unkontrolliert, es hat eine andere Façon. Die Antwort auf den Kapitalismus, die hab ich auch nicht parat, aber sie ist sicher nicht, wie man auf Hebräisch sagt: „Zbang ve gamarnu – ein Schlag und es ist erledigt.“ Hier muss mit kleinen Schritten zurechtgestutzt werden und da sind die Europäer weiter voran als die Amerikaner. Es ist ein Balanceakt, wie alles im Leben.

Dein Vater ist im KZ ermordet worden, wann habt ihr davon erfahren?

Mein Vater war in Riga, zusammen mit einem anderen Schuhmacher, sie haben dort gearbeitet, von dort haben wir noch Briefe bekommen. Dieser befreundete Schuhmacher ist dann nach Russland gegangen, ist allerdings nach Sibirien deportiert worden. Mein Vater ist aber in Riga geblieben. Dort hat er auch noch Schuhe für die Nazis gemacht. Er war ein Künstler, er hat sehr gute orthopädische Schuhe machen können: „Schich far Menschn mit gekrimte Fiss“, hat er immer gesagt. Letztendlich ist ein Überlebender zu uns gekommen und hat uns erzählt, dass er die Leiche meines Vaters aus der Gaskammer geholt hat.

Hast du je Rachegefühle verspürt?

Ich sehe Menschen nicht als Paket: die Araber oder die Deutschen. Ich sehe einzelne Menschen, wie es im Talmud steht, jeder Mensch ist eine Welt. Nur gegen die Menschen, die meinen Vater getötet haben, gegen die hege ich unverzeihlichen Hass, bis an mein Lebensende. Ich lebe damit, weil ich sie nicht kenne. Ich möchte nicht in die Situation kommen, über einen der

Täter Macht zu haben. Ich bin glücklich, dass ich kein Richter bin. Dieses Gefühl, jede Hand, die ich hier einem Österreicher gebe, ist eine Mörderhand, das empfinde ich aber nicht, dazu bin ich zu sehr in Österreich verankert. Ich würde hier sonst nicht friedlich und glücklich leben können. In der Thora appelliert Abraham an Gott, die Stadt Sodom nicht zu vernichten, wenn es zehn Gerechte gibt. Das lehrt uns, keine Pakete zu schnüren und zu sagen, alle Menschen sind böse.

Wie war das Leben überhaupt im Wien der Nachkriegsjahre, Juden sind ja nicht gerade mit offenen Armen empfangen worden?

Diesen hautnahen Antisemitismus habe ich nicht gespürt. Es war komisch, sobald ich den Stern getragen habe, bin ich auf der Straße nicht mehr verfolgt oder angepöbelt worden. Ich hatte das Gefühl, das war den Leuten dann doch zu viel. Das war vielleicht zu krass mittelalterlich.



„Dieser Olympia-Gacker, der da jetzt Parlamentspräsident ist, der stört mich nicht.“



Nach dem Krieg war der Antisemitismus ganz sicher weiter latent vorhanden. Dann gab es aber auch den Philosemitismus. Da hab ich oft gehört, na du bist ja a Jud, deshalb bist du ein Genie. Der Qualtinger hat zu mir gesagt: „Du bist a Jud, du brauchst dich nicht anzusaufen. Du bist ja auserkoren, hast keinen Minderwertigkeitskomplex, den du mit Alkohol besänftigen musst!“ Das ist natürlich auch lebensgefährlich. Ich hatte einmal einen Schweizer Bergführer, der hat gesagt: „Nur keine jüdische Hast“ und ich hab geantwortet: „Na wenn schon Hast, dann eine jüdische, weil ich bin ein Jud.“ „Aber was“, hat er gesagt, „du kannst kein Jud sein, ein Jud kann doch nicht so klettern!“

Der Satz mit der „jüdischen Hast“ hat sich ja hartnäckig gehalten, zuletzt von Bundeskanzler Gusenbauer zu Journalisten gesagt ...

Das stört mich eigentlich nicht. Es trifft ja ein bisschen den Punkt. Ich weiß, dass ich hastiger bin und geschwinder im Reagieren als der durchschnittliche Wiener, vielleicht wird das als Hast gesehen, na, soll ich schlafen am helllichten Tag?

Wie in vielen anderen Bereichen gab es auch an der Akademie den so genannten gleitenden Übergang, das heisst, dass viele Lehrer aus der NS-Zeit übernommen worden sind. Hat man das gespürt, wie haben diese Lehrer auf das Jüdische in deiner Malerei reagiert?

Mit Schweigen. Der Antisemitismus als offizielle Ideologie war ja mit einem Mal verschwunden. Ich habe als Tänzer im Raimundtheater gearbeitet, nicht weil ich ein Tänzer werden wollte, ich hab nur so getan, als wär ich einer, aber ich war eigentlich recht erfolgreich. Da hat der Jan Kiepura in einer Operette gesungen, der war ein Star. Die ortsansässigen Sänger haben dann gesagt, der soll sich heimschleichen, der polnische Jud. Bemerkungen

dieser Art berühren mich nicht. Wenn heute auf der Straße jemand zu mir Saujud sagte, würde ich sagen, schönen guten Tag. Mein Vater hat nicht geglaubt, dass man vergasen wird und hat mit dem Leben bezahlt, sie haben Seife aus ihm gemacht. Wenn mich jemand vergasen wollte, kriegt er eine Atombombe mitten ins Gesicht. Das ist der Unterschied zwischen heute und damals.

Glaubst du, dass es den Österreichern bewusst ist, welchen Verlust sie durch die Vertreibung und Ermordung der Juden erlitten haben, welche geistige und schöpferische Kraft dem Land verloren gegangen ist?

Allen so genannten Intellektuellen, also Menschen, die sich mit diesen Dingen beschäftigen, ist es natürlich bewusst, weil es so auffällig und so deutlich ist, dass sogar Leute, die vielleicht antisemitische Gefühle haben, das nicht weglegen können. Bewusst oder unbewusst wissen sie, welche Bedeutung das Jüdische in der Geisteswissenschaft und Kultur zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Wien hatte. Für die Menschen, die sich nicht so sehr damit beschäftigen, für die also die Kultur so selbstverständlich ist wie die Luft, für die ist sie einfach da. Da gibt es ja in Wien Kultur, wo man hinschaut, auf jedem Dach sind die tollsten Kunstwerke zu sehen, das nehmen sie vielleicht gar nicht bewusst wahr, trotzdem lebt sie im Herzen der Menschen. Wenn sie dann nicht in Wien sind, sind sie ganz unglücklich und wissen aber gar nicht warum. Denen geht das Jüdische sicher nicht ab, weil sie gar nicht abschätzen können, welches Ausmaß das hatte. Wenn ein Wiener Bürgermeister, wie der verstorbene Helmut Zilk, sich hinstellen und sagen kann, diese Stadt braucht 50.000 Juden, da weiß man, dass es Menschen gibt, an die das gerichtet war. Zilk hat das übrigens vor zwanzig Jahren gesagt, für solche Aussagen hat er ja auch seine Hand verloren.



Reisen war schon früh sehr wichtig für dich, nach Paris mit dem Fahrrad.

Ja, da hat mich der Ernst Fuchs eingeladen, komm nach Paris, sei mein Gast, hat er gesagt. Eine Zeit lang hab ich unter der Brücke geschlafen, oder bei Bekannten, aber ich habe von Anfang an nicht vorgehabt, in Paris zu bleiben. Ich bin von Paris mit dem Rad nach Italien gefahren und war von Florenz so begeistert. Pisa, Venedig und mit dem Rad nach Hause zurück. Etliche Jahre später bin ich dann mit meiner Frau Naomi nach Paris übersiedelt, da waren wir dann mehr als sechs Jahre. Dort waren wir sehr verwurzelt, haben die Sprache gelernt und haben einen breiten Freundeskreis gehabt, hauptsächlich französische Juden. Die Franzosen sind sehr in sich abgezirkelt. Wir sind in diese Künstleratmosphäre eingetaucht, ich habe Yves Klein oder Mathieu kennen-

gelernt. Ich habe dort meinen Durchbruch als Künstler erzielt.

Warum dann die Rückkehr nach Wien?

Der Hauptgrund war das Wohnungsproblem. Wir hatten ja schon zwei Kinder, haben aber in einem winzigen Loch gewohnt, obwohl ich schon gut verdient habe, konnten wir uns keine größere Wohnung leisten. Ein Auto haben wir aber schon gehabt. Es war ja auch schwierig, denn ich habe manchmal Bilder verkauft, manchmal nicht. In Wien waren Wohnungen damals viel günstiger. Ich habe ein Atelier im dritten Bezirk gefunden. Meine Mutter hat hier gelebt. Außerdem: Heimerde ist Heimerde, und ich wollte Skifahren gehen. Allerdings habe ich mein französisches Autokennzeichen und unsere kleine Wohnung lange behalten.

„Das stört mich am meisten an den Nazis hier, dass sie keine wirklichen Nazis sind, die sich dazu bekennen.“

Dann bin ich aber in Wien so erfolgreich geworden, dass ich die Pariser Wohnung hergeschenkt habe. Dann hat auch noch meine Frau die Villa gefunden, in der wir heute noch leben. Meine Frau hat immer das Glück in die Familie gebracht.

Du bist dann auch nach Israel gereist, wie war diese erste Reise?

In Wien war ich ideologisch enttäuscht. Nach der Katastrophe von Prag und Budapest war die KPÖ für mich endgültig erledigt. Stalin war der Todfeind des Humanismus. Nachdem der Mensch ohne Hoffnung nicht leben will oder kann, haben meine Schwester und ich gesagt, auf nach Israel! Meine Schwester war Tänzerin, so sind wir als Tänzer mit einem Engagement nach Israel gegangen. Fast ein Jahr hat mich meine Schwester trainiert, ich war aber viel zu alt, um das noch richtig zu lernen, ich konnte aber gut springen, so haben wir die folkloristischen Tänze gut geschafft. Wir sind also 1953 nach Israel gegangen und haben dort in einem Cabaret gearbeitet. Ich war 24 Jahre alt, nach zwei Wochen habe ich meine künftige Frau Naomi kennengelernt. Ich bin sofort in Israel in die Jugendbewegungen reingekommen, Hashomer Hazair, Rikudei Am, also die Tanzbewegung. Die Kabarettwelt war uns fremd, auch meiner Schwester. Wir haben Volkstänze gemacht und viele Ausflüge unternommen. Wir haben noch das paradiesische Israel der frühen Zeit erlebt, wo alle ihre Türen offen gelassen hatten, wo man in jeden Kibbuz gehen konnte, um zu übernachten, wo man das Gefühl hat, ich lebe in einem Volk von Brüdern. Alle waren gleich arm, alle haben die gleichen Khaki-Hosen angehabt, die gleichen Hemden und im Winter die hässlichen Pullover, es war herrlich. Ich habe ununterbrochen gemalt, und bin dann zurück nach Wien und habe mein Studium fertig gemacht.

Wie hast du Ivrit gelernt?

Hebräisch habe ich sehr schnell gelernt, ich konnte ja kein Englisch, ich habe nie eine Sprache gelernt. Ich konnte mich aber irgendwie verständigen. Heute kann ja jeder Englisch, heute ist die Sprache präsent. Ohne Englisch kann man nicht einmal das Radio aufdrehen. Damals war Englisch so wie wenn jetzt jemand Japanisch kann. Kein Mensch hat Englisch können, nur der Kurt Waldheim mit seinem Akzent. Mit meiner Frau hab ich also nach drei Monaten das Englisch abserviert und ich habe nach einem halben Jahr Hebräisch, zwar mit schweren grammatikalischen Problemen, aber fließend reden können. Naomi hat pausenlos gequatscht, das macht sie bis heute. So habe ich die Sprache gelernt. Dann sind wir nach Paris und mit dem Geld, das ich dann verdient habe, haben wir begonnen in En Hod unser Haus zu bauen.

Du hast ein Haus in Israel, ein Haus in Wien, wo fühlst du dich mehr zu Hause?

Das ist eine gute Frage. Sterben möchte ich, wie alle Juden, in Israel, aber leben tu ich lieber in Wien. In Israel habe ich einen großen Freundeskreis, der aber immer kleiner wird. Heutzutage sterben ja Leut, die früher nicht gestorben sind. Es ist ja wahrscheinlich das Schicksal des Alters, dass die anderen sterben. Ich bin sehr glücklich in Wien, die Stadt ist in jeder Hinsicht wunderbar. Man hat einen Kreis von Menschen um sich, die keine Antisemiten sind.

Wie beurteilst du den Antisemitismus heute in Österreich?

Ich sehe den Antisemitismus nicht so dramatisch, ich habe den Antisemitismus der 1930er Jahre kennengelernt, da kann ich nur sagen, der Antisemitismus heute ist auch nicht das, was er einmal war. Ich meine, dieser Olympia-Gacker, der da jetzt Parlamentspräsident ist, das stört mich

nicht. Es ist ja kläglich, es findet sich ja nicht ein einziger Nazi, der sich hinstellt und sagt: „Ja, wir haben vergast und das war richtig, weil die Juden gehören weg.“ Nein, hier sagen sie: „Wir wussten das alles nicht“ und reden um den Brei herum, das ist wirklich zum Kotzen. Das stört mich am meisten an den Nazis hier, dass sie keine wirklichen Nazis sind, die sich dazu bekennen. Wenn der Antisemitismus nicht gefährlich ist, ist er mir wirklich wurscht.

Wie siehst du die Zukunft Israels – vor allem, wenn du an den Iran denkst, der vermutlich bald über eine Atombombe verfügen wird? Als Besucher hat man das Gefühl, dass viele Israelis Zukunftsängste haben.

Ich mit meiner ganzen Fantasie, die ich immer gehabt habe, kann mir nicht vorstellen, wie es weitergehen soll. Meine einzige Hoffnung ist, dass es anders kommt, als man denkt. Fest steht, dass es in 20 Jahren zwischen Jordan und Mittelmeer eine überwältigende arabische Mehrheit geben wird. Und zwar Menschen, die vom Säuglingsalter an dazu erzogen wurden, dass die Juden weggehören. Ihre Erziehung ist: Das ist unsere Welt, unser Land. Ich weiß nicht, wie der jüdische Staat weiter bestehen soll. Als jüdische Minderheit in einem arabischen Land, das haben wir gehabt, da hätten wir gleich in Marokko bleiben können oder im Jemen, da hätten wir nicht davonlaufen brauchen. Die einzige Chance, die besteht, ist, dass der Islam auch seine Entwicklung durchmacht. In fünfzig Jahren wird auch die arabische Welt anders ausschauen, ich hoffe, dass sie im Stande ist, eine Minderheit zu akzeptieren und zu ertragen. Im Arabischen gibt es nicht einmal ein Wort für Rassismus. Das ist ihnen fremd. Im Islam war man wesentlich toleranter als im Christentum. Was sie so stört an den Juden, ist nicht die Religion, sondern die westliche Zivilisation. Das

„Dass der Marxismus etwas Tolles ist, habe ich mit der Muttermilch mitbekommen. Es hat eine Zeit gedauert, bis ich diese Muttermilch wieder ausgespuckt habe.“

ist ihnen unerträglich – aus einem Grund: Sie wollen Auto fahren, sie wollen Computer haben, sie wollen die neuesten technischen Errungenschaften, aber sie wollen unter keinen Umständen die Gleichberechtigung der Frau. Das ist für sie das Ende der Welt. Ich spreche jetzt nicht von den Philosophen, sondern vom Volk, von den Männern. Die Männer sind arme Teufel, ohne Hoffnung, ohne Bildung, ohne Selbstbewusstsein. Aber sie sind die Chefs der Familie und die Beherrscher der Frauen und der Kinder. Wenn man ihnen das wegnimmt, haben sie nichts mehr. Diese Modernisierung lehnen sie ab. Das ist auch der Grund, warum die Palästinenser nicht im Stande sind, diese Mezzie anzunehmen, die sie haben könnten, wirtschaftlich und kulturell, die diese jüdische Minderheit in ihrer Welt bietet. Die andere Alternative ist eine riesige Mauer in einer feindlichen Welt und man behauptet sich. Das ist eine Zeit lang sicher möglich, aber ob es ein Vergnügen ist und ob es kreativ sein kann, ist sehr fraglich. Ich sehe das sehr pessimistisch.

In Europa fliegen Israel nicht viele Sympathien zu. Woran liegt das und wie gehst du damit um, dass man in Europa Israel hauptsächlich als Aggressor sieht?

Die Massenmedien beschäftigen sich nicht mit den Ursachen, sondern mit den Wirkungen. Was eine Headline macht, ist ein Hubschrauber, der Hamas-Leute verfolgt und dabei zwei Kinder tötet. Was aber die Ursache dafür ist, interessiert niemanden. Das Denken und Fühlen der Menschen ist von den Massenmedien geprägt. Israel ist der Besatzer, der technisch Überlegene, der diktiert. Man hat das Bild des David gegen Goliath. Wenn man den Fokus vergrößert, schaut das Bild ganz anders aus. Da ist eine Welt von Hass und mitten drinnen liegt das Sandkörnchen Israel, das sich mit seiner technischen Überlegenheit, ohne

die es nicht mehr existieren würde, versucht zu verteidigen. Die Palästinenser wollen alles, den Staat und vor allem ohne Juden.

Du bist eigentlich ein Universalgenie, du bist Maler, Grafiker, Keramikünstler, Architekt, Musiker, warst Tänzer – was von all dem ist oder war dir in deinem Leben das Liebste?

Mein Beruf und meine Berufung ist die Malerei. Das war mir immer klar, in meiner Familie hatte niemand ein Faible dafür, nur für Musik. Ich habe aber schon als Kind begonnen zu zeichnen, das haben alle bemerkt. Ich

Ja, die Thora habe ich wirklich intensiv studiert. Die Bibel ist als Kunstwerk einfach unglaublich, einmalig. Sie kommt mir insofern entgegen, als sie etwas vom phantastischen Realismus hat. Je mehr man gräbt, desto mehr kommt man drauf, was historisch ist. Dann kommen die Wunder, die natürlich menschliche Erfindungen sind, aber als Erfindungen ein Wunder sind. Dass das Meer sich teilt, das muss einem erst einfallen. Das Meer teilt sich und sie marschieren durch, das hat eine derartige Wucht. Das Wunder ist, dass das jemandem eingefallen ist.



NU-Redakteurin Danielle Spera im Gespräch mit Arik Brauer.

konnte mit acht Jahren schon Porträts zeichnen, da haben alle gesagt, ich sei ein Wunderkind. So habe ich mich entschlossen, Maler zu werden und bin davon keinen Millimeter abgerückt. Ich sage ganz ehrlich, ich habe gegen Ende des Krieges gedacht, ich muss durchkommen und die Malerei wird mir dabei helfen.

Die Bibelthemen, die bei dir immer wieder vorkommen, zeigen auch von einem detaillierten Wissen über die Thora.

Im Jänner feierst du deinen 80. Geburtstag, siehst du das als einen Zeitpunkt, um Bilanz zu ziehen?

Nein, ich bin ja mein Leben lang durch körperliche Tüchtigkeit aufgefallen, ich bin immer sehr beweglich gewesen, beim Skifahren muss ich mich sogar zurückhalten, sonst sagen die Leute, na der macht sich aber wichtig.

Dann ein herzliches Mazel Tov zum Achtzigsten und Danke für das Gespräch.

Was, du feierst kein Weihnachten?

Zwei Erfahrungsberichte aus der nicht immer ganz einfachen Welt zwischen Christbaum und Chanukka

Der Chanukka-Kalender meiner Mutter oder wie deutsches Wirtschaftswunder und jüdisches Selbstbewusstsein für ein Jahr miteinander verschmolzen

VON MIRIAM TENNER

Volksschule 1966 in Deutschland. „Was? Du feierst kein Weihnachten? Wie kann das denn sein?“ Etwas beschämt sage ich: „Wir sind Juden und feiern kein Weihnachten.“ „Aha“, ist die Antwort.

Am nächsten Tag. „Das kann nicht sein. Ich habe meinen Papa gefragt und der sagte mir, es gibt keine Juden in Deutschland. Die sind alle weg. Fort.“ „Aber ich bin doch nicht weg, ich bin doch da.“

Jetzt war es heraus – von dem Moment an haben es alle in der Schule gewusst. Ich bin die Jüdin und ich feiere kein Weihnachten. Unfreiwillig machte mich diese Tatsache zu einem exotischen Aushängeschild. Als Achtjährige wurde ich von Klasse zu Klasse gereicht, um Referate über das Judentum und seine Bräuche zu halten. Ungläubig wurde ich bestaunt und mit unzähligen Fragen bombardiert. Aber die Frage, die mich als Kind am meisten beschäftigte – „Wieso haben wir nicht wenigstens einen klitzekleinen glitzernden Weihnachtsbaum?“ –, konnte ich nicht schlüssig beantworten.

Also begann ich über unser Chanukkafest zu reden und triumphierend erzählte ich meinen Klassenkameraden: „Ihr feiert nur einen Heiligen Abend. Wir haben aber acht Tage Chanukka.“ Das hatten die anderen nicht! Nun, die Retourkutsche kam schnell und heftig: „Aber was ist mit Advent? Gibt es bei euch auch so einen schönen Schokokalender mit 24 Fenstern?“ Jetzt musste ich passen. Was mache ich jetzt? In dieser Konkurrenz unter Kindern hatte ich ganz offensichtlich den Kürzeren gezogen, was mich unendlich traurig machte, denn ich spürte instinktiv, dass ein Nachgeben in dieser Frage meine „Exklusivposition“ in

der Schule (an die ich mich mittlerweile gewöhnt hatte) sicherlich geschwächt hätte.

Was ich nicht wusste: Meine Mutter machte sich offensichtlich zu dieser Zeit auch Gedanken, wie ein Gegengewicht zu dem Weihnachtsrummel aussehen könnte, der in den Sechzigerjahren im Wirtschaftswunderland Deutschland bereits begann und dem man sich nicht so einfach entziehen konnte. Die Idee, einfach auch Weihnachten zu feiern, kam uns nicht in den Sinn, da die religiöse Bedeutung dieses Festes nichts mit uns zu tun hatte – auch wenn das Drumherum so verlockend schien.

Genau 24 Tage vor Chanukka überraschte sie mich mit einem Chanukka-Kalender. Es waren 24 fein säuberlich eingepackte und mit Nummern versehene Geschenke, die an einer langen Schnur aufgefädelt waren. So konnte ich mir jeden Tag ein Päckchen herunterschneiden. An diesen Kalender erinnere ich mich noch sehr genau. Es gab ihn nur einmal und er kam für mich zur richtigen Zeit.



FOTO ©: DPA

Für meine Kinder wollte ich ihn auch basteln, aber mit steigendem jüdischem Selbstbewusstsein und öffentlich wirksamem Anzünden der Chanukkiot sind meine Kinder dann ohne diesen Kalender aufgewachsen. Aber die Frage, wie gehen wir mit dem „Schwergewicht Weihnachten“ um, ist geblieben. Auch an der Frage: „Was? Du feierst kein Weihnachten?“ hat sich nichts geändert.



FOTO ©: APA

Mein Onkel, der Weihnachtsverweigerer, oder wie man katholische Weihnachten unter vielen alten Juden feierte

VON EVA MENASSE

Ich verlebte eine im Großen und Ganzen katholische Kindheit unter vielen alten Juden. Typisch für die ersten Jahrzehnte im zuckersüßen Nachkriegsösterreich war, dass ich mir auf einige Merkwürdigkeiten erst viel später einen Reim machen konnte, denn erklärt hat man uns Kindern gar nichts. Dass zum Beispiel die Gesetze der Kirche nicht für alle galten, erlebte ich eindrucksvoll am Karfreitag. Da nahm mein Vater ungerührt zum Frühstück weiterhin den Schinken und die Leberwurst, die uns verboten waren, und ich musste, ungern, aber doch mit einigem Respekt für den Gott, der laut unserer gestrengen Religionslehrerin Schwester Martha alles sah, nur an diesem einzigen Tag im Jahr Marmelade essen.

Weihnachten dagegen war eine andere Kategorie. Die meisten Menschen werden in dieser Zeit sentimental, weil sie sich an die Rituale ihrer Kindheit erinnern, und das galt auch für meinen Vater. Er war als Flüchtlingskind bei bettelarmen englischen Pflegeeltern aufgewachsen, und daher schmetterte er schon in der Vorweihnachtszeit so laut wie falsch „Christmas Carols“. Und am Heiligen Abend, nachdem meine tiefkatholische polnische Großmutter mütterlicherseits den gebackenen Karpfen aufgetischt hatte, bestand er auf seinem „Christmas Pudding mit Custard“, der oft schon Monate vorher vorsorglich auf Geschäftsreisen besorgt worden war. Anfangs aßen wir alle Christmas Pudding, aber nach einigen Jahren gestanden wir ihm, dass wir das picksüße Zeug, das sich im Mund zu vermehren schien, kaum runterbrachten. Heute gibt es praktische Einzelportionen bei „Meinl am Graben“, und der Rest der Familie isst wieder Kastanienreis.

Der Weihnachtsverweigerer war mein Onkel. Wenn er am 24. Dezember zum Abendessen er-

schien, war er noch schlechter gelaunt als sonst. Das, was auch meine Großeltern väterlicherseits, seine Eltern, problemlos entzückend fanden, nämlich die „Stille Nacht“ singenden Kinder unter dem erleuchteten Christbaum, schien ihm körperliche Qualen zu bereiten. Er kritisierte halblaut die Gesangsqualität. Er schüttelte den Kopf, er wippte mit dem Fuß, er schob nervös sein Whiskyglas hin und her. Und an einem unvergesslichen Weihnachtsabend nestelte er plötzlich in seiner Hosentasche, zog sein Portemonnaie hervor, stieß meinen in Rührung versunkenen Vater grob mit dem Ellbogen an und sagte mittendrin, als sich die Kinderstimmen gerade in die höchsten Höhen von „Chri-hist, in dei-ner Gebu-hurt“ schraubten: „Du, Hansi, ich schuld’ dir noch an Hunderter.“

Wenn ich mich heute frage, wie zwei Brüder so unterschiedlich zu Weihnachten (und fast allem anderen) stehen konnten, dann ist die Antwort eigentlich einfach: sieben Jahre. Das war der Altersabstand der beiden, und im Jahr 1938 war das ein Unterschied ums Ganze. Mein Vater war ein Kind, das auf eine große Reise geschickt wurde, mein Onkel, der sich als 15-Jähriger während der Reichspogromnacht stundenlang in einem Kino versteckt hatte, wusste genau, dass und warum er vertrieben worden war. Und die ganzen unwahrscheinlichen Zufälle, das Überlebt-Haben und die Tatsache, dass man nun ausgerechnet wieder im schön-schaurigen Wien saß und Weihnachten spielte, sind ihm wahrscheinlich gerade da schmerzhaft in den Sinn gekommen. Deshalb behalte ich mir vor, am Heiligen Abend bei „Stille Nacht“ intensiv an meinen tapferen kleinen Onkel zu denken, ganz egal, was er in seinem Atheistenhimmel davon halten mag.

„Das ist schlicht schändlich“

Kurt Scholz' Bilanz als Restitutionsbeauftragter der Stadt Wien ist durchwachsen. Immer noch gibt es keine zufriedenstellende Lösung für die Erhaltung der jüdischen Friedhöfe. War der einstige Zilk-Sekretär zu zaghaft?

EIN ABSCHIEDSPORTRÄT VON RAINER NOWAK

Sein Auftreten täuscht: Wer Kurt Scholz reden hört, könnte ihn für einen Schönredner halten. So elegant formuliert er, so schön lächelt er an den richtigen Stellen und so angenehm moduliert er seine Stimme. Doch bei seiner eigenen Bilanz als Restitutionsbeauftragter der Stadt Wien verdüstert sich schon einmal seine Miene und er findet andere (selbst-)kritische Wort: „Ich sehe das sehr durchwachsen.“ Natürlich hab es sehr wichtige Erfolge gegeben, gerade in Wien habe es zahlreiche Fälle von zwar zu späten, aber fairen Lösungen gegeben, aber ein Punkt ärgert Kurt Scholz noch immer: „Dass es uns nicht gelungen ist, eine Lösung für die Friedhöfe zu finden, ist schlicht schändlich.“ Das jahrelange Hin und Her zwischen Stadt Wien und Bund um die Finanzierung der Erhaltungskosten für die Friedhöfe sei ein Trauerspiel.

Die Begründung von Scholz: Nachdem Österreich mit dem Washingtoner Abkommen doch noch eine große Lösung für die Restitution gefunden hatte, hört der internationale und öffentliche Druck auf Österreich auf. Damit verschwand auch das politische Interesse, für dieses letzte offene Kapitel eine Lösung zu finden. Der ehemalige Stadtschulratspräsident, der mit 1. September als Restitutionsbeauftragter in Pension ging und heute noch Kolumnist der

„Presse“ ist, ärgert sich noch immer, dass mehrere bereits besprochene Kompromisse nicht realisiert werden konnten. „Es gab einmal etwa eine klare Lösung, für die alle Seiten schon Zustimmung signalisiert hatten“, erzählt Scholz. Doch in letzter Minute sei das auch wieder auf die lange Bank geschoben worden. Obwohl er keinen Zweifel daran hat, dass die eigentliche Verantwortung für die Restaurierung und Erhaltung der Friedhöfe laut Washingtoner Abkommen beim Bund liege, hätte auch die Stadt Wien bereits einmal eine Zusage gemacht, die dann doch wieder nicht eingelöst wurde. Warum das alles so langsam und zäh gewesen sei, kann und will Scholz aber auch nicht erklären. Selbst negative Berichte über den Verfall der Friedhöfe in internationalen Medien wie der „Neuen Zürcher Zeitung“ hätten kaum etwas bewirkt, sagt Scholz. „Nur die Grünen hätten nie locker gelassen.“

Ein Grund für die schleppenden Verhandlungen, die nach dem Besuch eines US-Unterstaatssekretärs wegen dieser Frage vor ein paar Monaten nun vielleicht wieder ernsthafter betrieben werden sollen, liegt vermutlich auch an den handelnden Personen: „Das mag jetzt eigenartig klingen, aber ausgerechnet Andreas Khol fehlte zuletzt als (Ansprech-) Partner für Ariel Muzicant. Das dür-

fe man keinesfalls als Kritik an Khol's Nachfolgerin Barbara Prammer verstehen, aber die Chemie zwischen den beiden Männern hätte besser gestimmt und Khol habe als Vertreter einer Rechtskoalition eben mehr Druck in der Entschädigungsfrage machen müssen oder wollen.

So spricht und klingt nicht gerade der typische Vertreter des Wiener Magistrats. Nein, Scholz wirkt eher wie der Typ sozialdemokratischer Beamtenadel, den es so selten gibt: immer im korrekten Anzug, immer Hochdeutsch sprechend und vor allem immer zum Differenzieren und zu leisen Tönen bereit. Mit den Medien kann er spätestens seit er an der Seite von Helmut Zilk stand, der den Bürgerlichen an seine Seite geholt hat. Nach dem Germanistik-Studium war der Lehrer 1975 ins Unterrichtsministerium gewechselt, dort entwickelte er den Medienkoffer für Zeitgeschichte und ging 1984 mit dem bisherigen Minister Zilk als Sekretär und rechte Hand ins Wiener Rathaus. Der Vertraute des jüngst verstorbenen Bürgermeisters war unter anderem für die Außenpolitik der Stadt verantwortlich, der Kontakt zu verfolgten jüdischen Altösterreichern war da eine zentrale Angelegenheit: „Das war mir damals schon ein wichtiger Punkt.“

Auch privat war Scholz anders: Alleinerziehende Väter sind selten



FOTO ©: APA (ROLAND SCHLAGER)

Seit 1. September in Pension: Restitutionsbeauftragter Scholz (60)

in Österreich. Scholz zog nach einer Trennung seinen Sohn bei sich auf, heute ist er wieder verheiratet. Sein eigentliches Fachgebiet war und ist die Schulpolitik, die zwar zu Wahlkampfzeiten in aller Munde ist, aber als Reformfeld leider gemieden und stattdessen den Lehrer-gewerkschaftern überlassen wird. Scholz war Zilks Nachfolger Michael Häupl – oder besser dessen Stellvertreterin Grete Laska – mit seiner kritischen Linie und seinem in der SP-Logik unzuverlässigen Führungsstil fern des Parteibuchs ein Dorn im Auge. Scholz war zudem das auskunftsfreudige Liebling der Medien, die Journalisten schätzen ihn heute noch. Im April 2001 wurde er als Stadtschulrat abgelöst, ihn traf dies völlig unvorbereitet. Verbittert war er kurz, heute ist er das nicht, sagt er. Aber deswegen geht er auch lieber gleich in Pension und arbeitet nicht etwa bis 75, wie er einmal angekündigt hatte. Zumal die Gestaltungsmöglichkeiten eben nicht die größten waren.

Dass der berufliche Trostpreis damals das Kapitel Restitution war – Ernst oder Witz: Laut

Rücktrittsgerüchten wird übrigens Scholz-Nachfolgerin Susanne Brandsteidl als neue Restitutionsbeauftragte gehandelt –, zeigte entweder dessen überschaubaren Stellenwert in Wien oder den Rang des Spitzenbeamten. Oder beides. Scholz konzentrierte sich auf sein neues Thema, anfängliche Wortmeldungen, es gäbe in Wien nichts zu tun, erwiesen sich leider als falsch. Während seiner Tätigkeit restituierten die Wiener Museen jüdischen Österreichern geraubte Güter. Die Naturalrestitution von Grund und Boden sei zwar endlich vorangeschritten, aber vielfach aufgrund schwieriger Erb-, aber auch Widmungsverhältnisse ungeheuer kompliziert, was natürlich keine Entschuldigung für lange Verfahren sein dürfe.

Auch die Wiener Bibliotheken überprüften ihre Bestände und trennten sich von der Fehlerware. „Das war im Historischen Museum der Stadt Wien etwa ein altes Biedermeier-Service, das tatsächlich das Einzige war, was von dem geraubten Vermögen einer Familie noch vorhanden war. Wenn man das den Dutzend Erben mitteilen muss, weiß man, dass es nie eine gerechte Lö-

sung und einen Schlussstrich geben wird.“

Warum er nicht häufiger in den Medien das Thema Restitution stärker und vielleicht sogar lauter thematisiert habe? Warum er nicht beim Thema Friedhöfe härter – wie etwa beim Thema Schulpolitik – vorgegangen sei? Nach einer Pause meint Scholz mit seiner leisen Stimme: „Vielleicht war das ein Fehler. Ich weiß es nicht.“

Aber er sei in dieser Frage gerade in der Öffentlichkeit immer vorsichtig gewesen: Erstens hätte er nicht einen möglichen Kompromiss, andererseits auch immer antisemitische Reaktionen gefürchtet, wenn in einer Zeit von Sparpaketen für ein in breiten Teilen der Öffentlichkeit abgeschlossenes Thema plötzlich wieder viel Geld ausgegeben werde. Diesen dummen Reflex habe er immer als Risiko gesehen.

Ob das nicht zu defensiv und ängstlich sei, wo doch gerade etwa Ariel Muzicant mit seiner prononcierten deutlichen Forderungspolitik das Gegenteil bewiesen habe? Scholz wieder nachdenklich: „Ja, Ariel Muzicant ist wirklich ein großer Präsident der jüdischen Gemeinde.“



„Wir müssen nationale Stereotypen auf den Kopf stellen“

Oliver Rathkolb ist seit Kurzem Vorstand des Instituts für Zeitgeschichte an der Universität Wien. NU sprach mit ihm über die Lehren, die die Politik aus der Vergangenheit ziehen kann.

VON BARBARA TÓTH (INTERVIEW) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: In Ungarn fordern rechts-extreme Gardisten ein ethnisch reines Großungarn – ohne Roma, Sinti und Juden. Wie kann so etwas aktuell mitten in Europa passieren?

Rathkolb: Am Ludwig-Boltzmann-Institut für Europäische Geschichte und Öffentlichkeit haben wir vor kurzem eine Feldforschung in der ungarisch-slowakischen Grenzstadt Komárom/Komarno abgeschlossen, die zeigt, dass es auf beiden Seiten leider nach wie vor ein sehr gespaltenes Geschichtsbild gibt. Es ist extrem schwierig, eine gemeinsame Ebene zu finden. Der ungarische Politiker Miklós Horthy wird nach wie vor als Held gesehen, obwohl er mit den Nationalsozialisten kooperierte. Das Überraschende ist, wie solche Mythen noch immer von Generation zu Generation weitergegeben werden. Anstatt dass die Politik als Mediator auftritt und versucht, dieses historische Erbe sozusagen neu zu verhandeln, funktionalisiert sie es für ihre eigenen Zwecke. Es wäre hoch an der Zeit, diese nationalen Stereotypen auf den Kopf zu stellen.

Wie kann es sein, dass einige hundert Fanatiker – mehr sind es ja nicht,

die die Garden ausmachen – so viel Einfluss auf die nationale Politik haben?

Es funktioniert deswegen, weil es eine schweigende Akzeptanz für diese nationalistischen Debatten gibt. Die, die im Straßenbild gegenwärtig sind, repräsentieren eine kleine, extremistische Gruppe. Aber sie kann eine Leerstelle bespielen, die die Politik hinterlassen hat. Mit dem Vertrag von Trianon haben die Ungarn, das zeigen alle Umfragen, eben nach wie vor Probleme. Uns ist der Staatsvertrag von St. Germain inzwischen egal, das interessiert nur mehr Historiker – es ist „kalte Geschichte“. In Ungarn ist das anders. Aber denken wir nur an die Ortstafelfrage in Kärnten. Da haben wir unsere „politische Leerstelle“. Eine völlig irrelevante Debatte wird dazu genutzt, eine Kärntner Subidentität zu kreieren und Wählerstimmen zu holen.

Kommen wir nach Österreich: Bis April 2009 soll ein Museumskonzept für das „Haus der Geschichte“ vorliegen. Was erwarten Sie sich?

Der große Schritt nach vorne ist, dass man dieses Großprojekt endlich den Fängen von – ich sage das ganz

offen – Historikerlobbys entrissen hat und damit auch die Koalitionsgeschichtsschreibung überwunden hat. Die Sache liegt jetzt bei professionellen Museumsgestaltern. Das ist ein Quantensprung. Die Politik lässt zum ersten Mal die Finger von diesem Projekt. Das muss man Kanzler Alfred Gusenbauer positiv anrechnen. Es würde heute ja auch der Kulturministerin nicht mehr einfallen, dem hoch subventionierten Burgtheater den Spielplan vorzuschreiben.

Was meinen Sie mit „Historikerlobbys“?

Es gab immer einzelne Interessenlagen individueller Proponenten, die mit Forschungsaufträgen belohnt wurden. Das ist jetzt vorbei. Jetzt ist ein internationales, unabhängiges Museumsentwicklungsteam um die Gruppe Lord/Haas am Zug. Das Zweite, was gelungen ist: Endlich passiert, was Historiker in Seminaren schon seit Langem predigen. Es gibt keine abgekapselten, abgeschlossenen Geschichtsverläufe samt Jubiläen wie 1918, es gibt keine Stunde null. Das Museum knüpft am Jahr 1848 an, also im 19. Jahrhundert, aber auch das ist nur eine Chiffre.

„Wir müssen uns bewusst sein, dass der Holocaust ein gespaltenen, ein vielstimmiger europäischer Erinnerungsort ist.“

1848, nicht 1918 anzusetzen – ist das nicht auch ein Türöffner für eine europäische Betrachtungsweise, weg von der österreichischen Nationalgeschichte?

Absolut. Die österreichische Selbstbespiegelung, die in allen vorgeschlagenen Projekten vorhanden war, auch im Versuch, ein Holocaustmuseum zu etablieren, gerät damit in den Hintergrund. Wenn man 1848 ansetzt, muss man auch die Geschichte der Nachbarstaaten integrieren, die aufkommenden Nationalismen, die Industrialisierung und Globalisierung. Das 19. Jahrhundert ist in vielem ein wesentlich besserer Anknüpfungspunkt, wenn man die Gegenwart erklären möchte. Aktienspekulanten verhielten sich damals nicht anders als heute, Stereotypen, wie Österreicher etwa Tschechen sehen, haben sich erstaunlicherweise auch kaum verändert.

Sie haben das Holocaustmuseum schon erwähnt. Leon Zelman schwebte ein Museum vor, das den jüdischen Beitrag stark betont. Inwiefern wird sich das im neuen Haus wiederfinden?

Ich kann mir nicht vorstellen, dass

man dieses Thema ausklammert. Deswegen ist sich sicher jeder ernst zu nehmende Museumsmacher bewusst. Nur: Auch hier sollte man im 19. Jahrhundert beginnen. Gerade das Jahr 1848 ist für Jüdinnen und Juden der Beginn der Emanzipation. Das ist übrigens ein wichtiger Punkt: Man muss das Jahr 1848 aus der deutsch-nationalen Erinnerungskultur herausheben, die in der öffentlichen Wahrnehmung überwiegt. Das Verhältnis der jüdischen Bevölkerung zum Staat Österreich und zu den nicht jüdischen Österreicherinnen und Österreichern muss eine wichtige Rolle spielen. Der Kreisky-Wiesenthal-Konflikt, die Waldheim-Affäre dürfen da nicht fehlen.

Der Holocaust als europäischer Erinnerungsort aber auch nicht, oder?

Natürlich. Aber man muss sich bewusst sein, dass es ein gespaltenen, ein vielstimmiger Erinnerungsort ist. Das muss man auch so präsentieren. In Deutschland hat er eine ganz andere Valenz als in der Tschechischen Republik oder in den baltischen Staaten. Gerade Wien wäre ein guter Ort, um die Debatte über diesen „nega-

tiven Erinnerungsort Europas“ voranzutreiben. Aber die Versuche, von oben eine Art paneuropäische Erfahrung zu initiieren, sind meiner Meinung nach schon im Jahr 2000 mit den sogenannten „EU-Sanktionen“ gegen die damalige österreichische Regierung kläglich gescheitert. Es gab auch seitdem keinerlei Versuche in diese Richtung.

Im Gegenteil: In Italien, in der Slowakei – überall regieren Rechtspopulisten mit und Brüssel schweigt dazu.

Es liegt jetzt an den Europäern selbst, diese Debatte auf gesellschaftspolitischer Ebene zu führen. Auf politischer Ebene sehe ich eher eine Rückkehr der nationalstaatlichen Debatten, auch, was den Holocaust betrifft. Auch die Impulse aus den USA haben nachgelassen, die sind mit ganz anderen Themen beschäftigt.

Von den Nationalstaaten in die Provinz: Jörg Haider's Begräbnis wurde in Kärnten zu einem Massentrauererevent – wie erklärt sich ein Historiker solche Phänomene?

Es ist in der Tat ein sehr provinzielles Phänomen. Sie finden nichts Vergleichbares in anderen Regionen, nicht einmal in Wien, wo ein sehr beliebter Politiker wie Helmut Zilk zu Grabe getragen wurde. Wobei man mit dem Begriff „Massentrauererevent“ aufpassen sollte. Der ORF ist nämlich in die Sache so eingestiegen, dass er vergessen hat, dass 20.000 bis 25.000 Menschen keine so große Anzahl ist. Bei jedem Rapid-Match sind mindestens 17.000 unterwegs. Es war ein lokaler Event, der durch die ORF-Berichterstattung zu einem scheinbar gesamt nationalen Ereignis gemacht worden ist.

Was bleibt vom BZÖ nach Haider?

Was sich jetzt in Kärnten abspielt, ist der Versuch, mit einer Führungs-



persönlichkeit post mortem noch etwas politisches Kleingeld herauszuholen. Dass sich seine Frau und seine Kinder nicht instrumentalisieren lassen, ist für mich ein Indiz, dass sie das zumindest derzeit kritisch sehen. Vielleicht reicht es noch für einen weiteren Sieg bei den nächsten Landtagswahlen. Aber dann muss sich das BZÖ etwas anderes einfallen lassen. Der Mythos Haider ist nicht stark genug. Am Ende wird wohl eine Kooperation, ein langsames Aufgehen in der FPÖ stehen.

Dass Martin Graf zum Dritten Nationalratspräsidenten gewählt wurde, empörte viele, aber nicht viele genug. Sind wir abgestumpft?

Das ist eine schwierige Frage. Eine Verbindung wie die Olympia, der Graf angehört, die einen ostentativen Neonazi wie Rudolf Burger in ihrer Ahnengalerie führt, ist mit dem politischen Konsens Österreichs an sich nicht vereinbar. Es gibt immer noch dieses schlampige Verhältnis der Republik, ihrer Eliten und auch der Gesellschaft zum rechten Rand des Deutschnationalismus. Das ist bis heute nicht aufgearbeitet. Wir haben uns nach heftigen Debatten zu einem Grundkonsens in Sachen Österreichs Anteil am Nationalsozialismus und der Shoah durchgerungen. Aber auf die Frage: „Wie halte ich es mit dem rechtsextremen, deutschnationalem Elitenrand?“ gibt es keine so eindeutige Antwort. Der kleine, unbedarfte Straßenbahnfahrer, der „Sieg Heil“ schreit, wird sofort gemäßregelt, der honorierte Politiker, der sich seit Jahrzehnten an Debatten beteiligt, wird nicht wirklich thematisiert. Wobei die Debatte sowieso zu spät kommt. Wer, wie die SPÖ und die Grünen, Martin Graf als Vorsitzenden eines wichtigen parlamentarischen Untersuchungsausschusses akzeptiert hat, darf sich nicht wundern, wenn er dann für eine andere Funktion vorgeschlagen wird.

Was hätte man mit dem Straßenbahnfahrer machen sollen? In ein Seminar bei Ihnen setzen?

Absolut. Ich hätte mir erwartet, dass man sich mit diesem Menschen auseinandersetzt. War es eine unbedarfte Aussage? Kommt er aus einem bestimmten Milieu? Hier hätte es einer Mediation bedurft, statt die Diskussion einfach zu beenden. Das ist das Problem in Österreich. Da wird schnell ein Schlussstrich gezogen, anstatt dass man sich überlegt: Ist das eine Einzelmeinung? Gibt es andere, die es so sehen – Straßenbahnfahrer oder Gäste?

Sie sind seit Oktober Vorstand des Instituts für Zeitgeschichte. Wie tagesspolitisch darf ein Wissenschaftler sein?

Ich trete immer als individueller Wissenschaftler auf, nicht als Institutsvorstand – außer, ich habe eine intern akkordierte Meinung zu vertreten. Ich habe mir auch bisher nie ein Blatt vor den Mund genommen. Ich glaube, dass die Gesellschaft in Form von – zu meiner Zeit noch – kostenlosem Studium und Forschungsprojekten sehr viel in die Ausbildung von Zeithistorikern investiert hat und wir das auch zurückgeben sollten. Es ist notwendig, im öffentlichen Raum wirksam zu werden, das habe ich von Erika Weinzierl gelernt. Dass das von manchen Kollegen – und dem Publikum – nicht immer geschätzt wird, ist ein Faktum, mit dem man leben muss. Als ich vor dem Nationalfeiertag in einem Interview mit dem Ö1-Mittagsjournal kritisch angemerkt habe, dass der Nationalstolz Österreichs inzwischen beinahe übersteigert ist und es vielleicht ganz gut wäre, sich auch mit der österreichischen Identität von Migrant*innen auseinanderzusetzen, habe ich sofort eine sehr lange tadelnde E-Mail bekommen.

Eine ORF-Moderatorin bekommt Hass-E-Mails, weil sie nicht in einem

schwarzen, sondern weißen Kostüm über Haider's Tod berichtete, dem Manager des politisch sehr pointierten Kabarettduos Stermann & Grisseman werden die Radmuttern gelockert, Sie kriegen böse Post – wird Österreichs Gesellschaft intoleranter?

Das Problem, das ich sehe, ist, dass immer nur Negativmeinungen kommuniziert werden. Anders als in den USA gibt es keine Tradition, Lob und Zustimmung zu artikulieren. Deswegen führen wir so oft Negativdebatten. Das ist irritierend, aber leider Tradition in unserer politischen Kultur.

Eine unendliche Geschichte

Von Leon Zelman erträumt, von der Regierung beauftragt: das „Haus der Geschichte“

Viele Historiker haben sich am Thema abgearbeitet, auch die von einer Arbeitsgruppe unter der Leitung von Günter Dürigl erstellte „Roadmap“ für ein „Haus der Geschichte“ der Republik Österreich stellte sich nicht als der Weisheit letzter Schluss heraus. Ende April 2008 beschloss der Ministerrat, ein Beratungsunternehmen mit der Detailplanung zu beauftragen. Die Ausschreibung gewann Lord Cultural Resources. Claudia Haas, seit 2003 Senior Consultant bei Lord, hat bis 8. Februar 2009 Zeit für ihr konkretes Konzept.

Claudia Haas will ein wirkliches Museum bauen, kein virtuelles, wie es ein Konkurrenzvorschlag vorgesehen hätte. Einer der Gründe, der für Haas sprach, war die Definierung der Zielgruppen. Das „Haus der Geschichte“ habe sich in erster Linie an Kinder und Jugendliche, an Senioren (als Zeitzeugen) und Immigrant*innen zu wenden: Das Museum solle ein Schlüssel sein für ihr neues Lebensumfeld, also ihre neue Heimat. Aber auch das Internet lässt Haas nicht außer Acht: Das virtuelle Haus der Geschichte solle eine Plattform für den Austausch zwischen Experten und neugierigen Menschen sein.

Ein Haus des Lebens, ein Haus des Lernens

Warum London kein jüdisches Museum braucht und
dennoch ein neues bekommt

VON AXEL REISERER, LONDON

Dieser Beitrag kommt zu spät und zu früh zugleich. Zu spät, weil das 1932 gegründete jüdische Museum im Nordlondoner Stadtteil Camden im Vorjahr kurz nach seinem 75. Geburtstag geschlossen hat. Zu früh, weil es im August des kommenden Jahres in neuer, erweiterter Form wiedereröffnet wird. Neun Millionen Pfund werden derzeit in den Ausbau des Museums investiert, das dann auf erweiterter Fläche ein Bild des jüdischen Lebens in England seit 1066 entfalten wird.

Die Geschichte der Juden im heutigen Großbritannien beginnt mit der Eroberung der Insel durch die

Normannen, obwohl einzelne Quellen jüdische Spuren bis zur Zeit der Römer feststellen wollen. William the Conqueror lud nach seinem Sieg 1066 jüdische Kaufleute aus Rouen zur Niederlassung in seinem neuen Reich ein, weil er sich von ihren Geschäftsverbindungen Nutzen versprach.

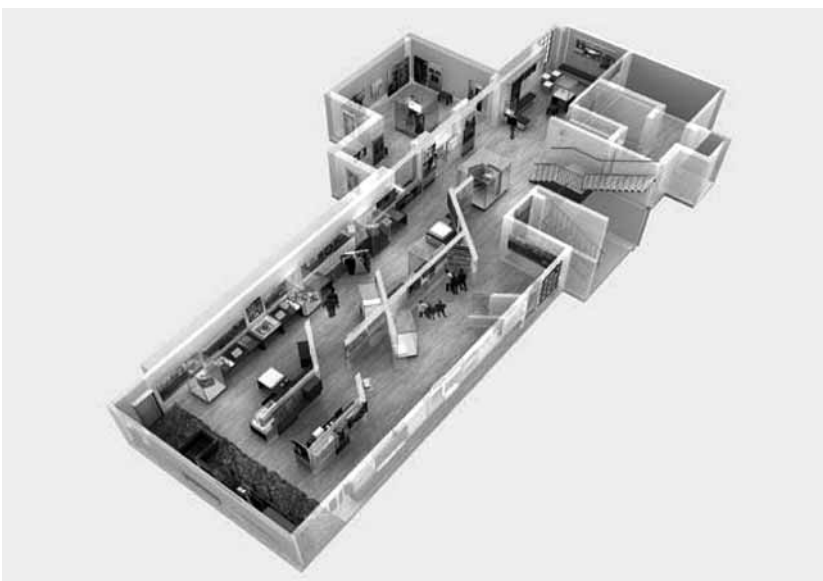
Ihr rechtlicher Status blieb freilich vorerst ungeklärt, erst sein Nachfolger Henry I. (1100–1135) gewährte den Juden Schutz und Rechte, die der Gemeinde ein Prosperieren erlaubten. Die Exponate im „alten“ jüdischen Museum gehen bis in die älteste Zeit zurück, so gehört der älteste englische Chanukka-Leuch-

ter zu den Prachtstücken der Sammlung, die als eine der besten der Welt gilt.

Großen Raum nahm in der derzeit geschlossenen Ausstellung auch der erste große Bruch im englisch-jüdischen Zusammenleben ein, das Massaker von York 1190. In der Nacht vor dem Sabbat vor Pessach suchten die Juden der Stadt angesichts vorangegangener Pogrome in London und anderen Städten vor einem marodierenden Mob in einem Turm Zuflucht. Der Turm wurde daraufhin von Kreuzrittern belagert, die von den Juden verlangten, sich taufen zu lassen.

Der Anführer der Juden, Rabbi Yom Tov, entschied, dass die Juden eher Selbstmord begehen würden, als sich taufen zu lassen. Er selbst begann damit, indem er seine Frau und seine beiden Kinder erstach. Die anderen Männer folgten seinem Beispiel. Danach begingen sie Selbstmord. Der Letzte, der Hand an sich legte, war Rabbi Yom Tov. 57 Juden starben. Die Kreuzritter legten den Turm nach der Eroberung in Schutt und Asche, nur das Museum bewahrt das Gedenken an die Märtyrer.

Im Zeichen des religiösen Wahnsinns der Kreuzzüge erleben die Juden in England eine schwere Zeit. Pogrome sind an der Tagesordnung, per Gesetz werden sie immer weiter aus dem gesellschaftlichen Leben gedrängt. Edward I. verfügte schließlich 1290 die Vertreibung aller Juden



Modell für den historischen Ausstellungsbereich



FOTOS ©: JEWISH MUSEUM LONDON

Blick in den entkernten ersten Stock des neuen Museums

aus England, ein Datum, das bis heute eine Wunde in der gemeinsamen Geschichte darstellt. Bis zu 16.000 Juden mussten das Land verlassen, eine Handvoll schaffte es zu bleiben, die meisten, indem sie pro forma den christlichen Glauben annahmen.

Erst unter Oliver Cromwell durften die Juden 1655 nach England zurückkehren, indem der Bann nicht aufgehoben, aber auch nicht mehr angewendet wurde. Wie William the Conqueror tat Revolutionsführer Cromwell diesen Schritt vor allem aus wirtschaftlichen Überlegungen. Wie Schriftstücke im Besitz des Museums zeigen, erhoffte er sich, von den jüdischen Handelsfamilien aus Frankreich, Holland und Deutschland zu profitieren.

Mit dem Abfall Englands von Rom und später mit der Union mit Schottland verlor das Land irgendwann seinen religiösen Eifer. War das eine Folge der industriellen Revolution oder eine Bedingung für sie? Der Bestand des jüdischen Museums macht jedenfalls eindrucksvoll deutlich, wie das jüdische Leben in Großbritannien ab dem 19. Jahrhundert zu florieren begann. Die Thora-Rollen, die Chanukka-Leuchter, die Abbildungen der Synagogen – alles wird von Jahr zu Jahr größer, prächtiger und reicher. 1837 adelt Queen Victoria Moses Montefiore, 1874 wird Benjamin Disraeli Premierminister und 1884 zieht Nathan Mayer Rothschild als Baron Rothschild ins House of Lords ein – die Juden waren an den Zitadellen der Macht angelangt.

Zugleich beginnt in dieser Zeit eine zweite jüdische Geschichte, die der Masseneinwanderung osteuropäischer Juden, die vor den Pogromen im zaristischen Russland und ihrer Verdammnis zur Armut im habsburgischen Galizien flüchten. Das Lon-

doner East End wird ihnen zur neuen Heimat. Die Bevölkerungszahl der Juden in Großbritannien steigt von etwa 45.000 im Jahr 1882 auf mehr als eine Viertelmillion im Jahr 1919. Ungezählte prägen später das britische Leben in Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Damit hörte im alten jüdischen Museum die Ausstellung weitgehend auf, und der naive Besucher rieb sich ein wenig die Augen. Fehlt da nicht etwas ganz Entscheidendes? Kann es ein jüdisches Museum ohne den Holocaust geben? Ist das nicht nahezu ein Affront, wenn man an die jüdischen Museen in Berlin, Amsterdam oder Krakau denkt, von Gedenkstätten wie Yad Vashem ganz zu schweigen?

Man ist verwundert, auch irritiert. Aber dann verlässt man das Museum und kehrt in der Nähe etwa auf einen Bagel ein um zu verstehen, dass der Ansatz des London Jewish Museum wohl bewusst einen Kontrapunkt setzen will. Das jüdische Museum hat nicht das Gedenken an den Tod im Mittelpunkt – dafür gibt es in London eine Vielzahl herausragender Stätten, von der Außenstelle des Jewish Museum in der Finchley Road, die ab August 2009 in das Haupthaus in Camden integriert sein wird, über die beeindruckende Holocaust-Ausstellung im Imperial War Museum bis zu der unendlich wertvollen Exil-Forschungsstelle The Wiener Library. Stattdessen feiert das Museum das jüdische Leben.

Was man im jüdischen Museum London lernt, ist, dass das jüdische Leben Londons nicht im Museum ist, wie in allzu vielen Städten auf dem Kontinent. Jüdisches Leben ist in London Alltag, von den Ultra-orthodoxen in Stamford Hill bis zu den liberalen Reformsynagogen in

Maida Vale. Hunderte jüdische Gebethäuser, Schulen, Geschäfte und Restaurants zieren die britischen Hauptstadt mit einer großen Selbstverständlichkeit. Die älteste Synagoge Londons, in der bis heute gebetet wird, ist mehr als 300 Jahre alt.

Jeden Freitag spricht der Chieff Rabbi vor dem Sabbat in der BBC zur besten Sendezeit. Seit 1858 hat es kein britisches Parlament ohne jüdischen Abgeordneten gegeben. Der Holocaust-Gedenktag am 27. Jänner ist einer der bedeutendsten Anlässe des öffentlichen Lebens, an dem die Staatsspitze vom Königshaus abwärts vollständig vertreten ist.

Das neue jüdische Museum, das im kommenden August eröffnet, will nach Angaben seiner Leitung mehr als bisher das fürchterliche 20. Jahrhundert einbeziehen. Ein eigener Schwerpunkt soll auf Holocaust-Erziehung gelegt werden. Dagegen ist nichts einzuwenden, zumal die Briten auf dem Gebiet der Museumspädagogik führend sind und wohl keine Stadt Europas so sehr auf Zeitzeugen und ihre Berichte vertrauen kann wie London.

Sie sind Teil der auf rund 300.000 Menschen geschätzten jüdischen Gemeinde Großbritanniens, von denen mehr als zwei Drittel in der Hauptstadt leben. Ein jüdisches Leben ohne Gedenken und Bewusstsein des Todes gibt es nicht. Das Leben aber ist der Sieg über den Tod. Das ist die Botschaft des jüdischen Lebens in London, die auch in seinem neu gestalteten Museum Ausdruck finden soll.

JÜDISCHES MUSEUM London

Wiedereröffnung im Jahr 2009.
Nähere Informationen unter
www.jewishmuseum.org.uk
oder +44/(0)20/8371 7373

Fast ein jüdischer Präsident

Wie Barack Obama am Ende doch die jüdischen Stimmen gewinnen konnte.

EINE ANALYSE VON ERIC FREY

Vielleicht war es Sarah Silverstein, jene Kabarettistin, die im Internetvideo von „The Great Shlep“ junge amerikanische Juden aufforderte, ihre Großeltern in Florida zu besuchen, um sie von Barack Obama zu überzeugen – und ihnen anzudeuten, dass bei einer Stimme für „the Shvartze“ auch ein zweiter Besuch in diesem Jahr möglich sei. Aber eher war es die andere Sarah, die Millionen von unsicheren jüdischen Wählern zurück ins demokratische Lager geführt hat.

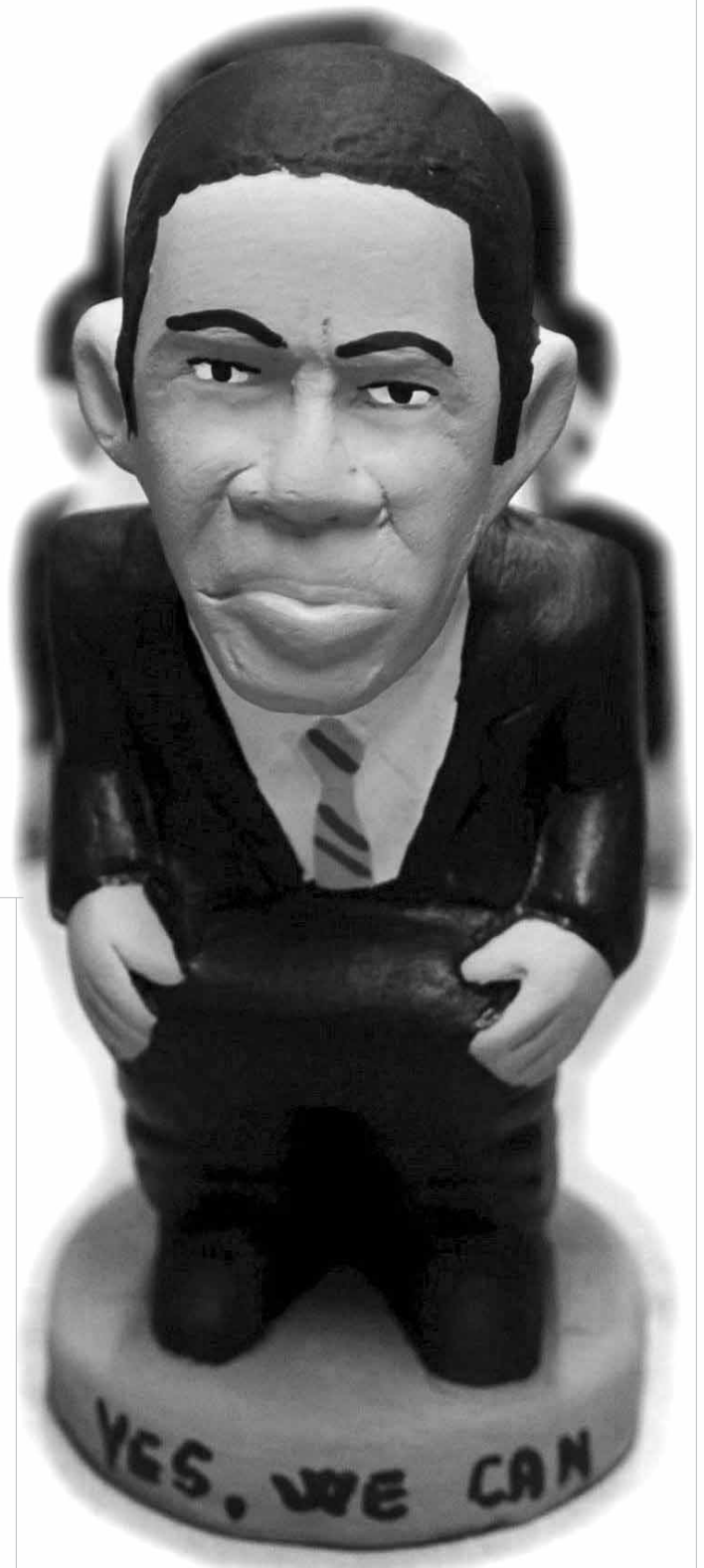
Der republikanische Präsidentschaftskandidat John McCain genoss unter älteren US-Juden hohes Ansehen. Und sie misstrauten Obama ob seiner Hautfarbe und übers Internet gespeisten Gerüchten, wonach er eigentlich Muslim sei. Aber als McCain im September die christliche Fundamentalistin Sarah Palin als „running mate“ auskor, war es mit dieser Sympathie vorbei. 78 Prozent der jüdischen Stimmen gingen am 4. November an Obama, mehr als 2004 an John Kerry.

Zum Ärger über den Rechtsruck des einst so unabhängigen Senators kam die Sorge über die Wirtschaft und die eigenen Pensionen, die wegen der Finanzkrise von Tag zu Tag schrumpften. Amerikas Juden hatten sich wieder einmal als die zweit treueste Wählergruppe der Demokraten gleich nach den Afro-Amerikanern erwiesen.

Bis zuletzt hatte McCain versucht, Obama als radikalen, anti-israelischen Politiker darzustellen

und so doch noch an jüdische Stimmen heranzukommen. Kurz vor dem Wahltag tauchte in McCains und Palins Wahlreden der Name Rashid Khalidi auf, ein pro-palästinensischer Professor für arabische Studien an der Columbia University, den Obama flüchtig kannte.

Aber auch das nutzte nichts, denn in monatelanger Kleinarbeit war es Obama gelungen, die jüdische Bevölkerung von seiner Loyalität zu Israel



zu überzeugen. Entgegen vielen Prognosen waren fast alle Unterstützer von Hillary Clinton – darunter viele Juden – nach deren Vorwahl-Niederlage zu Obama übergewechselt.

Dies war nicht nur das Ergebnis erfolgreicher Propaganda. Wer sich bei der Person Obama für mehr als seine Hautfarbe und seinen zweiten Namen „Hussein“ interessierte, der konnte einen Kandidaten erkennen, der mehr Bezug zu jüdischem Leben und jüdischer Kultur hatte als irgendein anderer Präsident der letzten 60 Jahre.

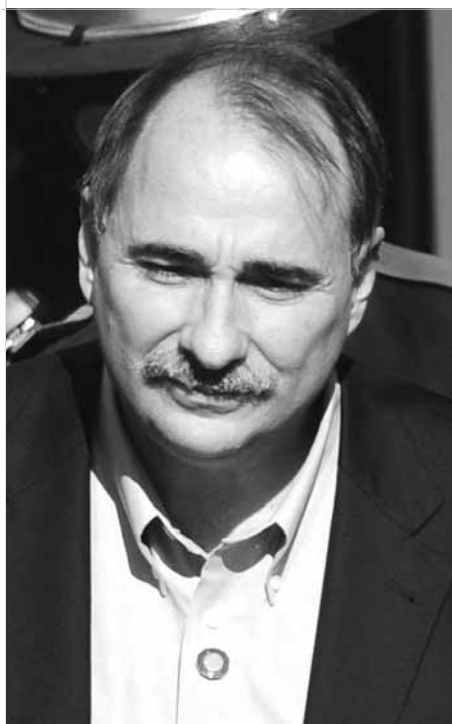
Der Senator aus Illinois ist ein urbaner Akademiker, der seit Jahrzehnten zur Welt der Elite-Universitäten – Columbia, Harvard, University of Chicago – gehört und von jüdischen Kollegen und Freunden umgeben ist. Seit John F. Kennedy ist kein anderer US-Präsident so sehr zu seiner Intellektualität gestanden; und Obama versucht nicht, sie durch angeborene oder angelernete Volkstümlichkeit vor den Wählern zu verbergen. Seine multi-kulturelle und multi-ethnische Familiengeschichte – Kansas, Kenia, Hawaii und Indonesien – hat mehr Bezug zu jüdischen Lebenswelten als die Biographie weißer, protestantischer Präsidenten wie Bush, Clinton, Reagan oder Carter.

Und schließlich hat Obama mehr jüdische Berater um sich geschart als irgendein anderer Spitzenpolitiker der vergangenen Jahrzehnte. Das



Hirn hinter seinem beeindruckenden Wahlkampf war David Axelrod, sein engster politischer Verbündeter aus Chicago der frühere Clinton-Berater und Kongressabgeordnete Rahm Emanuel, der Stabschef im Weißen Haus wird. Wenn Obama sein Team um sich hat, reicht es meist für einen Minjan.

Manche seiner außenpolitischen Berater stehen der israelischen Besatzungs- und Siedlungspolitik kritisch gegenüber, nicht aber dem jüdischen Staat an sich. Obamas Politik gegenüber Israel wird wohl differenzierter sein als jene von Bush und wird nicht immer den Beifall von AIPAC und anderen jüdischen Organisationen finden. Aber das Bündnis der USA mit Israel steht unter Präsident Obama auf festem Fundament.



Barack Obama hat mehr jüdische Berater um sich geschart als irgendein anderer US-Spitzenpolitiker. Das Hirn hinter seinem Wahlkampf heißt David Axelrod (links), sein engster politischer Verbündeter Rahm Emanuel (rechts) wird Stabschef im Weißen Haus.



FOTOS ©: EPA

Ein Besuch in Lemberg, der jüdischen Geisterstadt

Früher fühlten sich Lemberger als eine Art jüdische Aristokratie. Heute heißt die Stadt Lviv, ist Teil der Ukraine – und bietet nur mehr schwache Erinnerungen an ihre großartige Vergangenheit.

EIN REISEBERICHT VON MARTIN ENGELBERG (TEXT UND FOTOS)

Gespensisch, so kann man den Eindruck wohl am prägnantesten beschreiben, den ich anlässlich einer Reise nach Lemberg hatte, jener Stadt, aus der meine Mutter und ihre Familie stammte. Nur durch eine glückliche Fügung hatte sich diese Reise in die Ver-

gangenheit überhaupt ergeben, als Mitglied einer offiziellen Delegation der Stadt Wien.

Völlig unvorbereitet traf mich diese Einladung – meine Mutter und meine Großeltern hatten nur sehr wenig über Lemberg gesprochen. Ich hatte keine Ahnung, wo meine Mutter gewohnt hatte, wo sie zur Schule gegangen war, wo das Geschäft meines Großvaters gewesen sein soll, oder in welchem Tempel sie gebetet hatten.

Vermittelt hatten sie mir jedoch seinerzeit das Gefühl, dass sie aus einer ganz besonderen Stadt stammten; sie fühlten sich als Lemberger wie eine Art jüdische Aristokratie. Für sie war diese Stadt der Olymp des Judentums gewesen: schon sehr weit weg von der Primitivität und Armut der zahllosen Shtetl im Umkreis, bewohnt von den größten rabbinischen Gelehrten dieser Zeit, ein Zentrum der Jeschiwot (Talmudschulen) und des Chassidismus, aber auch einer Reformbewegung, und bei all dem aber voll angebunden an die von Wien, der Hauptstadt der Monarchie, ausgehenden Aufbrüche in die Moderne, die Welt der Kunst, des Theaters, der Literatur und Musik.

Wie also einstellen auf eine Reise in ebendiese Stadt, die jetzt Teil der Ukraine ist, Lviv genannt wird und in der keiner dieser 120.000 Juden, die vor der Shoah ein Drittel der Bevölkerung stellten, mehr lebt. Eine Stadt, die 1939 aufgrund des Hitler-Stalin-Pakts zuerst von den Sowjets, 1941 dann von den Nazi-Deutschen und 1944 wieder von den Sowjets besetzt wurde und 1991 Teil der unabhängigen Ukraine wurde. Eine ehemalige Großstadt,





Ein Blick aufs jüdische Lemberg: ein altes Geschäftsportal, die Synagoge in der Brativ-Mikhnovs'kykh-Straße, Überreste der alten Synagoge und eine typische Straßenfront am Rynok-Platz

deren gesamte Bevölkerung zu 95 Prozent ermordet oder vertrieben wurde und in der alle Straßen mehrere Male umbenannt wurden.

Der Flug nach Lemberg bringt eine erste Überraschung: Man gelangt von Wien nach Lemberg praktisch ebenso schnell wie nach Bregenz. Am Flughafen angekommen, hat man dann bereits die erste Zeitreise hinter sich: Auf dem Rollfeld stehen gerade einmal zwei Kleinflugzeuge, man kann zu Fuß zum „putzigen“ Flughafengebäude gehen. Da hat sich seit der Zeit der Sowjetunion der 1950er oder 60er Jahre nicht viel getan.

Auf der Fahrt vom Flughafen in die Innenstadt, geprägt auch vom regnerisch-kalten Wetter, vom Fahren über Straßen voller Schlaglöcher, schicke ich eine erste Nachricht nach Hause – sie lautet: „Quelle tristesse ...“ Dabei wurde diese Stadt, in der jetzt circa 800.000 Menschen leben, im Zweiten Weltkrieg relativ wenig zerstört. Die Altstadt mit dem Rynok-Platz rund um das Rathaus, mit seinen mehr als 40 Häusern, die in den unterschiedlichsten architektonischen Stilen – Renaissance, Barock, Klassizismus bis hin zu Art nouveau – errichtet wurden, hat sich die Aufnahme in die Weltkulturerbe-Liste der UNESCO sicher verdient. Aber noch ist Lemberg gekennzeichnet von der jahrzehntelangen Vernachlässigung.

Mit viel Mühe schaffe ich es, die Spuren des jüdischen Lembergs zu entdecken. Nur weil ich mich vorinformiert hatte und erst nach mehrmaligem, insistierendem Nachfragen schaffe ich es, die einzige noch aktive Synagoge, Beit Aharon V'Israel, in der Brativ-Mikhnovs'kykh-Straße zu entdecken. Sie wurde zwar schon 1924 erbaut und hat im Wesentlichen die Zerstörungswut der Nazis und dann der Sowjets überstanden, ist aber eher schmucklos und war zum Zeitpunkt ihrer Erbauung sicherlich keine der zentralen Synagogen dieser Stadt.

Dort amtiert seit etwa 15 Jahren der aus den USA entsandte Rabbiner Shlomo Bald und betreut jene wenigen Juden (die Zahlen schwanken zwischen 1.000 und 5.000), die heute in Lemberg leben. Diese sind jedoch im Laufe der Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg aus den unterschiedlichsten Gründen nach Lemberg gelangt und haben keinerlei Bezug zu Lemberg, wie es bis zur Shoah bestanden hat.

Geführt von Wassyl Rassewitsch, einem bestens deutsch sprechenden und über ein schier unglaublich umfassendes Wissen verfügenden jungen Historiker, eröffnen sich, fast geisterhaft, die Spuren des ehemaligen jüdischen Lembergs. Die wenig erkennbaren Überreste der berühmten Synagoge „Goldene Rose“ sind kaum ohne Hilfe zu finden. Deutlichstes Zeichen, dass an dieser Stelle ein bedeutendes jüdisches Gebäude gestanden hatte, sind da noch eher die allgegenwärtigen antisemitischen Schmierereien. Die umliegenden engen Gassen kann man sich mit Mühe als das alte Zentrum der jüdischen Gemeinde vorstellen. Zufällig entdeckt man am Türstock eines Hauses jene charakteristische Aushöhlung, in der sich die Mesusa (Schriftkapsel) befunden hatte.

Direkt hinter der Oper, sie sieht fast wie eine kleinere Kopie der Wiener Staatsoper aus, sind sodann – ebenso schleierhaft – die Spuren des (damals) moderneren jüdischen Viertels zu entdecken. Nach einem Marsch durch gewaltige Straßenbaustellen, die diesen Teil der Stadt derzeit prägen, erhebt sich plötzlich ein prächtiger, stolzer Bau in exotisch-maurischem Stil mit einer herrlichen, farbigen Kuppel, auf dem man plötzlich Davidsterne entdeckt, ebenso wie Abdrücke hebräischer Buchstaben, die jedoch entfernt wurden. Das war das einst berühmte jüdische Spital in der Yakov-Rappoport-Straße, welches noch heute als Krankenhaus in Verwendung ist.

Auf der Suche nach Spuren des großen jüdischen Friedhofs, auf dem berühmte Persönlichkeiten des jüdischen Lembergs begraben wurden, holt einen die Fassungslosigkeit wieder ein: Inmitten der Baustellen und Lehmgruben befindet sich ein riesiger, stark frequentierter Markt unter freiem Himmel und alles das spielt sich genau dort ab, wo sich ebendieser berühmte Friedhof befand und von dem es jetzt keinerlei Überreste, keinerlei Hinweise mehr gibt.

Ziemlich deprimiert eröffnet sich am Ende dann noch ein ganz kleiner, sehr berührender und vielsagender Blick in die Vergangenheit. Beim Umbau eines Geschäftslokals in der Sichovykh-Stril'tsiv-Straße wurde das ursprüngliche Portal freigelegt und jetzt sind dort die früheren Geschäftsaufschriften zu lesen: „Milchhalle“, „Käse“, „Saure Milch“ steht jetzt dort wieder geschrieben – wie es sich für damals gehörte, in Polnisch, Deutsch und Jiddisch.

„Georgien und Israel verbindet ein gemeinsames Schicksal“

Wie geht es der kleinen jüdischen Gemeinde im georgischen Tbilisi nach dem georgisch-russischen Blitzkrieg?

EINE SPURENSUCHE VON REGINA STRASSEGER (TEXT UND FOTOS)

Das alte Viertel von Tbilisi ist morbid und mondän. Wenn es regnet, strahlt die Architektur der Jahrhunderte in Blassgrau. Verleiht sanfte Schwindelgefühle. Die roten Ziegel der Synagoge, das helle, aus dem Heiligen Land stammende Tuffgestein des Chanukka-Leuchters verschwimmen am Regenfenster des Cafés. Die mächtige Skulptur,



Rabbi Abimelech Rosenblatt (oben) leitet seit 1991 die private Tifereth Zvi-Schule. Er reicht Frauen nicht die Hand. Elene Tevdoradze ist stellvertretende Ministerin für Reintegration.



das neu renovierte Synagogen-Ensemble aus den 1920er Jahren mutieren in ihrer ramponierten, stellenweise sanierten Nachbarschaft zu Wasserzeichen. Der Davidstern, die Kreuze, Halbmonde vermitteln einen Hauch von „Klein-Jerusalem“, nur: Tbilisi hatte mehr Glück. Obwohl diese kaukasische Kulturen-Schnittstelle auch ein Ort wechselnder Fremdherrscher war, gab es hier kaum Liebe zum Hass. Die Georgier haben das Leben immer gefeiert, auch wenn es ihnen übel mitgespielt hat. Und die Gastfreundschaft ist diesem 5,5 Millionen-Volk immer heilig gewesen. Dass dieses, früh von orientalischen Juden besiedelte Land, in dem es nie Pogrome gegeben hat, tausenden Sepharden aus Europa und Aschkenasen aus Russland zur Zuflucht wurde, ist kein Zufall. Zu Blütezeiten hatte die jüdische Gemeinde in der georgischen Hauptstadt bis zu 120.000 Mitglieder. Heute sind es noch 10.000, von denen weniger als ein Fünftel den jüdischen Glauben praktiziert. Die meisten sind in der Hoffnung auf ein besseres Leben seit 1989 nach Amerika oder Israel ausgewandert.

Eigentlich sollte ich seit 50 Minuten bei Rabbi Abimelech Rosenblatt sein. Doch die SMS-Anweisungen meiner georgischen Kollegin lassen mich warten. Sie wollte vor dem Gespräch mit dem Rabbi noch Aktuelles checken. Meinte doch Präsident Saakashvili in der israelischen Zeitung Haaretz: „Wir haben zwei israelische Mitglieder im Kabinett. Sowohl Krieg als auch Frieden ist in Händen von israelischen Juden.“ Jetzt ist die Stimmung in beiden Ländern gekippt. Israelische Medien kritisieren offen Landsleute als rücksichtslose Geschäftemacher im georgisch-russischen Blitzkrieg, die mit ihren Deals sogar nationale Sicherheitsinteressen gefährden. Angesichts dieser und anderer inter-

nationaler Kritik lockert auch die georgische Opposition den nationalen Schulterschluss mit der Regierung Saakashvili. Sie hinterfragt mittlerweile auch die offizielle Diktion zum Militärschlag in Südossetien, die besagt: „Georgien musste auf die russischen Provokationen reagieren. Tbilisi ist nur einer lang geplanten Offensive Moskaus gegen die mit dem Westen verbündete Heimat zuvorgekommen.“ Die Propaganda wirkt nicht mehr, vor allem seit die Hoffnung in Amerika den Namen Barack Obama trägt.

Endlich – da kommt Esther*! (*Name von der Redaktion geändert) Die zierliche, resolute Person mit großer Laptop-Tasche gibt ihr Mobiltelefon kaum aus der Hand. Die knapp 30-jährige Jüdin jobbt am freien Markt, hat sich auf politische Hardcore-Stories in Sachen Demokratie und Antikorruption spezialisiert. „Das Ganze ist heavy. Nur so viel vor unserem Termin“, sagt sie knapp: „Die Minister Jakobshvili und Kerzerashvili hängen in der Sache mit drinnen. Der eine ist für Reintegration, der andere für Verteidigung zuständig. Später mehr. Gehen wir.“ Tough, aber top, die junge Dame. Ich will jedenfalls noch wissen, wer Rabbi Rosenblatt ist, welche Rolle die jüdische Gemeinde spielt. Während Esther am Kaffee nippt, ihr SMS checkt, brieft sie mich: „Abimelech Rosenblatt ist sephardischer Herkunft, spricht Russisch und Hebräisch, leitet die 1991 gegründete private Tifereth Zvi-Schule. Er ist um die fünfzig. Und, ja, Rosenblatt ist ein orthodoxer Rabbi, der keiner Frau die Hand reicht. Über Politik spricht er in Rätseln eines Schriftgelehrten.“

Der Weg zum Rabbi führt an der Synagoge vorbei in eine schmale Gasse hinauf zum Festungshügel. An einer weißen Eisentür klingeln wir. Ein schwächlicher Mann mit Bart und Kipa öffnet. Es ist der Rabbi. Unsere Verspätung ist kein Thema. Nur das Gespräch entwickelt sich mühsam. Der Rabbi schaut mir das erste Mal in die Augen, als er sagt: „Fühlen Sie sich nicht persönlich beleidigt, wenn ich bekenne, dass wir in diesem Haus ohne medialen Unrat auskommen. Wir schöpfen unsere geistige Nahrung aus den heiligen Büchern.“ Auf meine Bemerkung, in diesen Büchern steht, Gott wohnt überall, auch im Alltäglichen, antwortet Rosenblatt: „Ja. Das bedeutet aber nicht, dass wir ein und dieselben Dinge mit den gleichen Augen betrachten.“ Konkreter wird der Gottesmann erst, als es um die 82 Schüler zählende Privatschule geht. Der geistlich-welt-



Zur Blütezeit hatte die jüdische Gemeinschaft in der georgischen Hauptstadt 120.000 Mitglieder. Heute sind es noch 10.000. Die meisten sind seit 1989 nach Amerika oder Israel ausgewandert.



liche Unterricht findet in Russisch und Georgisch statt, die Prüfungen sind staatlich anerkannt. Finanziert wird Tifereth Zvi hauptsächlich von amerikanischen Sponsoren. Eine spannende Konstellation. Sie wird verständlicher, als Rosenblatt den Oberrabbiner von Tbilisi erwähnt: Rav Ariel Levine. Er wohnt zwar in Israel, pendelt jedoch häufig von dort nach Georgien und in die USA. Teilt sich dieses Dreieck auch in geistliche und weltliche Sphären? Einmal mehr lächelt der Rabbi, antwortet: „Sie sagten doch, Gott ist überall.“ Fragen führen in diesem Dialog zu guter Stimmung, aber kargen Ergebnissen. Vielleicht hilft bitten. Dürften wir in der Synagoge filmen, womöglich, wenn einer der Minister zum Gebet kommt? „Unsere Synagoge bietet Frauen einen Gebetsraum. Ihr Kameramann ist für 10 Minuten im Tempel willkommen. Shalom!“

Esther ist wie die Mehrheit der jüdischen Georgierinnen eine säkulare Jüdin, die sehr gebildet und couragiert ist. Die emanzipierte Frau hat so ihre Probleme mit den streng orthodoxen Riten. Aber sie schätzt die Ironie, die feine Klinge des Rabbis. Unverzeihlich findet die politisch Progressive, wenn orthodoxe Juden fundamentalistisch agieren. „Nimm den frömmelnden Reintegrationsminister Jakobshvili. Der hat während dieses unsäglichen Krieges Militärsendern haarsträubende Interviews gegeben, und meinte, dass Israel stolz sein

könnte, georgische Soldaten so exzellent ausgebildet zu haben, wie viele Russen sie täglich getötet, wie viele Panzer sie zerschossen hätten. Völlig grotesk!“ Wie der Minister wohl heute zum Gesagten steht? Das Ministerium für Reintegration liegt neben dem Parlamentsgebäude am Rustaweli Prospekt. Überraschung! Nach wenigen Minuten empfängt die stellvertretende Ministerin Elene Tevdoradze. Die ältere Dame war während der elfjährigen Schewardnadse-Regentschaft eine oppositionelle Menschenrechtsanwältin. In der Vitrine stehen Awards amerikanischer Universitäten. Sehr schön. Aber wie kommen wir zur Sache: Zu den georgisch-israelischen Beziehungen? Ein Zufall



kommt zu Hilfe: Am Schreibtisch liegt ein großer Zeitungsartikel mit dem Foto des Verteidigungsministers Kerzerashvili. Der erst 29-Jährige, dessen Vater in Israel lebt, soll gemeinsam mit dem Minister Jakobshvili die Connection zu israelischen Sicherheits- und Söldner-Firmen sowie zur Rüstungsindustrie gelegt haben. Eine zentrale Figur ist der in Israel umstrittene Brigadegeneral Gal Hirsch. Der im Libanonkrieg gescheiterte Falke betreibt seither lukrative Privatgeschäfte im Kriegsbusiness. Die israelische Tageszeitung Maariv spricht von schamlosen Kriegsgewinnlern, beziffert den israelischen Militärexport nach Georgien der vergangenen Jahre auf 300 Millionen Dollar. Der moralischen Empörung wohnt auch Faktisches inne: Die staatliche Israeli Aerospace bangt ob des „georgischen Abenteuers“ um ihre russischen Aufträge.

Ministerin Tevdoradze, deren jüdische Familie mütterlicherseits in Smolensk von einer SS-Einheit ermordet wurde, verfällt in einen strikten Ton: „Die jüngste Geschichte hat gezeigt, dass Georgien und Israel ein gemeinsames Schicksal verbindet. Beide Länder haben es mit gefährlichen Nachbarn zu tun, beide Völker sind Kulturnationen, die für Demokratie, Freiheit und Toleranz stehen. Was soll daran verwerflich sein, wenn sich beide Staaten gegenseitig helfen?!“ Klare Worte aus dem Ministerium für Reintegration – auch ohne den im befreundeten Ausland weilenden Chef.

Es regnet nach wie vor in Strömen. Die Wasserzeichen haben ihren elegischen Zauber verloren. Der Scheibenwischer auf der gesprungenen Windschutzscheibe des Taxis rattert monoton hin und her. Esther sagt leise: „Hast du eigentlich gewusst, dass der Waffenstillstand mit Russland im August angeblich nach einem Anruf eines israelischen Oberrabbiners in Moskau zustande gekommen sein soll?“ Nein! Aber offenbar geschehen Zeichen und Wunder.

ZUR PERSON

Regina Strassegger

Die promovierte Historikerin begann im März 1989 im ORF-Auslandsreport ihre TV-Karriere. Sie führte Exklusivinterviews, etwa mit Nelson Mandela nach seiner Freilassung, und berichtete in den letzten Jahren regelmäßig aus Osteuropa. Ihre Filme wurden mehrfach ausgezeichnet.





Gut zu wissen.

Volles Programm seit 1703

Die Tageszeitung der Bundeshauptstadt

WIENER ZEITUNG

Gut zu wissen

www.wienerzeitung.at

ÖSTERREICHISCHE TAGESZEITUNG SEIT 1703

Montag, 10. März 2008 Nr. 6449 € 1,00



Schöne Seite des Lebens

Genießen Sie
als Abonnent
jeden Freitag
die Farbbeilage
Wiener Journal.

Foto: Bildagentur Chronik - Seite 13

Unterhaltung und Kultur

Vier große Seiten
informieren Sie
über das Wann,
Wo und Wie in
Österreich.

Wirtschaft - Seite 16

Das Extra am Wochenende

Anspruchsvoller
Lesestoff mit
Interviews und
Reportagen am
Samstag.

Wirtschaft - Seite 16



Aktuell

Die Welt

In China soll ein für die Olympischen Spiele im August geplantes Terroranschlag verhindert werden sein. Seite 10

Serbien Regierung ist an Streitigkeiten über den Kosovo gescheitert. Seiten 10 und 12

In Malaysia hat die Regierungskoalition eine schwere Wahlniederlage erlitten. Seite 10

Wales tritt wieder da- viele Unfälle ihres Verschwindens bleiben mehr als rätselhaft. Seiten 11 und 12

In der Slowakei wurden viele neue Jobs geschaffen, die Gehälter stagnieren. Seite 16

Österreich

Säureattentat: Im Fall der in Oberösterreich verschickten Säurepakete wurde am Sonntag ein dringend Tatverdächtiger verhaftet. Seite 13

Ex-Kripo-Chef Geiger hofft bei der Wiederholung seines Prozesses auf Freispruch. Seite 13

Tschechoslowakische Bierte in St. Pölten eine imposante Premiere. Seite 14

Der TV-Sender Austria 9 will mit besten österreichischen Programmen punkten. Seite 19

Benjamin Raich hat seine letzte Chance auf den Gesamtweltcup verspielt. Seite 23

Salzburg stürmt in letzter Sekunde an die Spitze der Fußball-Bundesliga. Seite 24

Programmhoch: Seiten 17-20

Wörter

.....

Kommentare

Andreas Unterberger: Die SPÖ ist bei der niederösterreichischen Wahl...

Volles Programm: Seit 1703 die Tageszeitung der Bundeshauptstadt

■ Umfassende und objektive Information über Politik.
■ Exklusive Berichte aus der Wirtschaft.
■ Die meisten Rezensionen von Kulturveranstaltungen.

Wien/St. Pölten. (joch) Die Landtagswahlen in Niederösterreich haben mit einer Überraschung aufgewacht: Landesheute-Manager Erwin Probst konnte die absolute Mehrheit der ÖVP in Niederösterreich auf 54,3 Prozent (2003 waren es 53,3 Prozent) ausbauen. Für die SPÖ und ihre Spitzenkandidatin Heidi Maria Groll hatte sich schon am Nachmittag ein Debatte abgespielt. Schließlich verlor sie gegenüber der letzten Wahl 8 Prozentpunkte. Die SPÖ fuhr mit 25,6 Prozent das schlechteste Ergebnis in Niederösterreich seit 1945 ein.

Obwohl „Probst gegen die Bundesregierung“ mit 19 Prozent der am sechsten genauen Entscheidungsrund für die Niederösterreich war, klammerte vor allem die SPÖ das schlechte Abschneiden nicht nur mit der Landespolitik erklären, meinte Meinungsforscher Peter Hofer.

Probst bezeichnete seinen Wahlerfolg in einer ersten Reaktion als „Lohn konsequenter Arbeit für das Land“. Zugleich sprach er über auch von einem Fingerzeig an den Bund, der da laute „Arbeiten statt streiken!“ Es sei nun an Bundeskanzler Alfred Gusenbauer.



www.wienerzeitung.at



„Restitution ist eine moralische Aufgabe“

Die Österreichische Nationalbibliothek ist Vorreiterin bei der Restitution. NU sprach mit ihrer Generaldirektorin Johanna Rachinger über Gerechtigkeit und ihre Pläne, den Heldenplatz zum „Platz der Bücher“ zu machen.

VON PETER MENASSE (INTERVIEW) UND PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Sie sind seit 2001 Generaldirektorin der Österreichischen Nationalbibliothek. Macht die Arbeit auch nach Jahren noch Spaß?

Rachinger: Meine Tätigkeit hier bereitet mir nach wie vor große Freude – vor allem auch, da sich durch die Vielfältigkeit der Aufgaben keine Alltagsroutine einschleicht. Mein Vertrag geht bis 2011 und ich habe noch sehr viel vor bis dahin. Wir haben Strategiepläne entwickelt und da wollen wir noch einiges umsetzen. Zum Beispiel planen wir, einen großen Bücherspeicher unter dem Heldenplatz zu bauen. Und wir brauchen einen zusätzlichen Lesesaal, weil die Anzahl unserer Leserinnen und Leser stetig steigt.

Erstaunlich, wo doch andere Büchereien über sinkende Besucherzahlen klagen.

Ja, es ist sehr erfreulich, dass die Bibliothek vor Ort immer mehr genutzt wird, obwohl wir zunehmend Inhalte ins Netz stellen, das heißt, dass vieles auch schon von zu Hause über das Internet abrufbar ist. Wir haben einfach sehr viel Energie und Ressourcen in den Servicebereich investiert, zum Beispiel die Öffnungszeiten wesentlich ausgeweitet. Wir haben bis neun Uhr abends geöffnet, wir haben auch

am Samstag Vormittag geöffnet und wir denken jetzt darüber nach, die Öffnungszeiten noch einmal auszuweiten, auch auf den Samstag Nachmittag und möglicherweise auch auf den Sonntag. Damit nähern wir uns amerikanischen Verhältnissen, wo es schon üblich ist, dass man auch am Sonntag die Bibliotheken besuchen kann.

Wie viele Bücher liest die Direktorin der Nationalbibliothek denn selber?

Also, ich würde sagen, das ist unabhängig von meinem Job. Auch wenn viele Leute denken, dass eine Generaldirektorin der Österreichischen Nationalbibliothek im Dienst sehr viele Bücher lesen kann. Das ist natürlich nicht so. Ich habe eine Managementaufgabe, aber ich lese privat sehr viel, weil ich einfach eine große Affinität zu Büchern immer schon hatte und die ist natürlich geblieben, wiewohl ich, wie viele andere Leute auch, die voll im Job stehen, meist nur im Urlaub wirklich zum Lesen komme.



„Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es besser ist, keine Bibliothekare aus dem Haus mit der Restitution zu beauftragen.“

Aber ich halte mich zurück mit den Worten: „Ich hab zu wenig Zeit zum Lesen.“ Weil, der Doderer hat das, glaube ich, gesagt: „Wer zu wenig Zeit hat, der verblödet.“

Und was lesen Sie also derzeit?

Ich habe zuletzt das Buch von Lisa Fischer über das Leben von Lina Loos gelesen, ich mag Biographien.

Kommen wir zur Restitution: Im Jahr 2002 haben Sie Ergebnisse der Provenienzforschung veröffentlicht,

die von Ihrem Vorgänger Hans Marte beauftragt worden war. Es waren dies jedoch halbherzige Untersuchungen, so dass Sie dann beschlossen, eine externe Historikerin, Margot Werner, zu beauftragen. Woher kam Ihr Antrieb, nochmals von vorne zu beginnen?

Ich kannte sowohl als Leserin, aber vor allem auch als Österreicherin die Institution der Nationalbibliothek sehr genau, weil sie einfach ein Identität stiftendes Symbol unseres Landes und seiner Geschichte ist. Ich wusste daher auch schon ganz zu Beginn

meiner Tätigkeit, dass es in der Nationalbibliothek viele geraubte Objekte gibt, die nicht restituiert wurden. Nun sehe ich es aber als ganz wesentliche Verantwortung meiner Generation, dass diese dunklen Schatten, die über uns, über Institutionen oder über unserer eigenen Geschichte schweben, aufgearbeitet werden. Als ich hier ins Haus gekommen bin, habe ich erfahren, dass eine Bibliothekarin aus den eigenen Reihen beauftragt war, an der Provenienzforschung zu arbeiten. Ich habe dann die Erfahrung gemacht, dass es besser ist, wenn man keine Bibliothekarinnen oder Bibliothekare aus dem Haus beauftragt, weil sie oft einfach wegen ihrer Liebe zum Sammeln und Zusammenhalten Objekte nicht verlieren wollen. Dahinter steckt keine politische Motivation. Deshalb war für mich sehr schnell klar, dass ich Externe dazuholen muss. Ich war ständig mit Diskussionen im Haus konfrontiert, warum man etwas nicht zurückgeben soll, weil das angeblich gar kein Restitutionsfall wäre. Ich brauchte also jemanden mit einem objektiven Zugang zu all diesen Themen und vor allem auch zu den Beständen. Und ich wollte eine unabhängige Historikerin und so ist es schließlich Margot Werner geworden. Sie hat dann in eineinhalb Jahren die Suche nach geraubten Objekten im Haus umgesetzt und einen dreitausend Seiten umfassenden Bericht vorgelegt. Sie wurde, das muss auch gesagt werden, von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Haus bei der Aufarbeitung sehr unterstützt. Ohne Mithilfe wäre es auch nicht gegangen. Als einmal entschieden war, dass wir die Rückgabe mit voller Kraft angehen wollen, als das auch im Haus als Wille der Generaldirektion kommuniziert wurde, ist es dann auch angenommen worden.

Es gab so viele Chancen, sich mit den gestohlenen Büchern, Au-



tographien, Inkunabeln und Musikhandschriften zu befassen. Warum ist das nach 1945 und auch noch nach Inkrafttreten des Kunstrückgabegesetzes 1998 nur halbherzig gemacht worden?

Es gab sicher eine Grundstimmung, die das schwierig gemacht hat. Wir haben bei unserer relativ frühen, aber doch viel zu späten Aufarbeitung schon auch Erlebnisse gehabt, die für sich sprechen. Leute haben zu mir gesagt: „Sie werfen ja denen alles wieder in den Rachen.“ Solche Reaktionen hat es gegeben. Das heißt, es gibt schon noch diese antisemitische Haltung in Österreich, und wir erleben es ja auch in der aktuellen Diskussion, dass man gewisse Dinge einfach nicht zurückzugeben braucht. Ich persönlich sehe jedenfalls die Restitution nicht nur als eine gesetzliche Verpflichtung, sondern auch als eine moralische Aufgabe.

Sie haben also dann Ende 2003 einen Bericht vorgelegt, der mehr als fünfzigtausend Erwerbungen aus der NS-Zeit enthielt, die als bedenklich gelten mussten und zu restituieren waren. Was ist inzwischen geschehen?

Es ist schon sehr viel geschehen und zwar auch aufgrund unseres Engagements, aber vor allem aufgrund der großartigen Unterstützung durch die Israelitische Kultusgemeinde und den Nationalfonds für die Opfer des Nationalsozialismus. Die Schwierigkeit war, für die zu restituierenden Objekte die Erben ausfindig zu machen. Das waren umfangreiche Recherchearbeiten, die wir alleine von uns aus, obwohl wir alle Möglichkeiten auch hier infrastrukturell zur Verfügung gestellt haben, nicht hätten so rasch umsetzen können. Wir haben insgesamt 52.403 Objekte als in der NS-Zeit geraubt identifiziert, und ich beziffere sie wirklich ganz genau, denn es geht um jedes einzelne Objekt, von denen insgesamt 32.994



Objekte den Erbbinnen und Erben der ehemaligen Eigentümer zurückgegeben werden konnten. Es handelt sich dabei um rund fünfzig Sammlungen. Das ist der Stand Oktober 2008. In allen anderen Fällen konnten wir trotz erheblicher Recherchen die früheren Besitzer nicht mehr ausfindig machen. Es handelt sich um sehr viele Einzelbücher, die keinen Provenienzvermerk tragen. Das heißt, wir wissen einfach nicht mehr, wem diese Objekte gehören und hier warten wir nur mehr auf eine Entscheidung der zuständigen Bundesministerin, dass diese Bücher, so wie es auch das Kunstrückgabegesetz vorsieht, dem Nationalfonds übergeben werden. Wiewohl aber auch der Wunsch der

Kultusgemeinde verständlich ist, dass man noch etwas zuwartet und vorerst diese Objekte in einer gemeinsamen Online-Datenbank veröffentlicht, was wir auch getan haben, weil es doch sein könnte, dass sich noch jemand meldet, bevor die restlichen Objekte dann an den Nationalfonds gehen.

Gibt es da Wertgrenzen? Waren denn alle Bücher so wertvoll, dass es sich wirklich gelohnt hat, die Eigentümer zu suchen?

Also zum einen würde ich sagen, unabhängig vom materiellen Wert, lohnt es sich in jedem Fall, weil wir nicht beurteilen können, was ein Buch, das vielleicht einem Großvater oder der Mutter gehört hat, für



die einzelne Person an persönlichem Wert hat. Man muss in jedem einzelnen Fall suchen, unabhängig vom finanziellen Aspekt. Auf der anderen Seite gab es viele wertvolle Objekte, die zu einem Teil auch bereits in der Nachkriegszeit restituiert worden sind, da bei diesen Handschriften, den Autographen, den großen zusammenhängenden Bibliotheken anhand von Akten, Inventaren und Besitzzeichen auf den Objekten die Provenienz feststellbar war. Jene Objekte, die bislang noch nicht restituiert wurden, würden wir unter dem Begriff „geringfügige Wirtschaftsgüter“ einreihen. Alles, was unter einem Wert von rund 500 Euro liegt, das sind einzelne Bücher, die vielen einfachen Menschen geraubt wurden, die kein Exlibris ins Buch hineingeklebt hatten, und wo es uns jetzt nicht mehr möglich ist, Vorbesitzer zu ermitteln.

Sie haben im Jahr 2005 im Prunksaal eine Ausstellung unter dem Titel „Geraubte Bücher. Die Österreichische Nationalbibliothek stellt sich ihrer NS-Vergangenheit“ gezeigt. Kammen viele Besucher?

Ja, wir hatten viele Besucher. Es war wirklich erstaunlich, wie viele Menschen an dieser Ausstellung Anteil genommen haben. Selbst die zweite Auflage des gleichnamigen Ausstellungskatalogs, der übrigens mit dem Antiquaria-Preis zur Förderung der Buchkultur ausgezeichnet wurde, war innerhalb kurzer Zeit vergriffen. Ich denke, es ist uns hier gelungen, mit dieser Ausstellung und vor allem mit der Aufarbeitung gegenüber anderen Bibliotheken eine Vorbildfunktion einzunehmen. Es hat zum Beispiel jetzt die Universitätsbibliothek Wien auch dieses Thema aufgegriffen. Unsere Aktivitäten waren Thema beim Bibliothekartag vor drei Jahren. Und in Deutschland, wo es kein Kunstrückgabegesetz gibt, blickt man auf unser Haus und sagt: „So, wie das in Österreich gemacht

„Ich denke, dass der österreichische Staat Möglichkeiten hätte, die Sammlung Leopold zu verpflichten, dass sie geraubte Objekte restituiert.“

wurde, das wäre auch beispielgebend für uns.“

Reden wir über einen Ihrer Vorgänger, über Paul Heigl. Ein Mann, der die Bücher liebte und dennoch bereits ab 1934 Mitglied bei der NS-DAP war. Ein Besessener des Sammelns, dann des Raubens von Kulturgütern. Wie geht das zusammen?

Ich habe auch immer geglaubt, Menschen, die Bücher lesen, oder Menschen, die musizieren oder sich den schönen Künsten widmen, könnten keine schlechten Menschen sein. Aber die Erfahrung zeigt uns, und nicht nur am Beispiel von Paul Heigl, dass das kein Grund ist, nicht doch auch in so eine Richtung abzu-

driften. Heigl war ja schon, bevor er Generaldirektor der damaligen Nationalbibliothek wurde, ein Illegaler, war eingesperrt, ist dann nach Berlin geflüchtet. Er ist dort in die Staatsbibliothek von Berlin gekommen und hat sehr schnell Karriere gemacht. Nach dem Einmarsch wurde er sofort zum Generaldirektor der Nationalbibliothek ernannt. Er war ein Besessener – soweit ich das aus der Geschichte rekonstruieren konnte –, besessen davon, diese Nationalbibliothek zur größten Bibliothek des Deutschen Reichs zu machen und möglichst viel an geraubten Büchern hierher zu bringen.

Was würden Sie denn Herrn Rudolf Leopold raten, der erbittert gegen die Restitution ankämpft? Die Nationalbibliothek hat Briefe aus der Sammlung Duschinsky restituiert. Dieselben Erben kämpfen gleichzeitig erfolglos um Rückgabe von zwei Egger-Lienz-Bildern, die im Leopold Museum hängen.

Ich denke, dass der österreichische Staat Möglichkeiten hätte, die Sammlung Leopold zu verpflichten, dass sie geraubte Objekte restituiert. Dass man sich da so Zeit lässt, dafür fehlt mir jegliches Verständnis. Man sollte nicht argumentieren, dass man nichts tun kann, weil die Sammlung Leopold kein Bundesmuseum ist. Das Museum wird vom Staat gestützt und es lässt sich finanzieller Druck ausüben oder ein Gesetz schaffen. Da braucht es einfach den Willen und ich wundere mich, dass man heute noch immer nicht den Mut aufbringt, eine Lösung zu erarbeiten. Ich habe da überhaupt kein Verständnis und ich bin einfach der Meinung, dass jede Institution ihre Geschichte aufarbeiten muss und dass endlich den Menschen, denen etwas geraubt wurde, ihr Eigentum wieder zurückgegeben wird. Da gibt es keine Entschuldigung und keine Ausreden. Wenn nicht unsere Generation

endlich das Unrecht aufarbeitet, wer dann soll es machen?

Sie haben die Hebraica-Sammlung neu geordnet. Was gibt es da zu schauen und zu lesen?

Wir haben an der Nationalbibliothek etwa zweitausend Hebraica, und zwar aus den Jahren 1500 bis zirka 1850 und die waren unzureichend in den Katalogen erschlossen. Sie waren in hebräischer Schrift katalogisiert und vielen, die dieser Schrift nicht mächtig sind, fehlte damit der Zugang. Wir haben in den letzten 18 Monaten ein Projekt namens „HaLev“ durchgeführt, wo wir eine Transkription in die lateinische Schrift durchgeführt haben. Dann wurden diese Bücher wieder in unsere Kataloge integriert, so dass man jetzt wirklich gut recherchieren kann.

Was sind Ihre nächsten Pläne?

Wir arbeiten an der Digitalisierung von Beständen und an der Langzeitar Archivierung der so gewonnenen Daten. Die Speicherung des Bestands in digitaler Form, also über die physischen Bücherspeicher hinaus, ist allerdings mit enorm hohen Kosten verbunden. Und wir sammeln heute auch Online-Medien, was unglaubliche Speicherkosten verursacht. Da benötigen wir dringend eine Erhöhung der Basisabgeltung. Wir digitalisieren schon sehr viel, so etwa historische österreichische Zeitungen.

Dann wird es die Mikrofilme also nicht mehr geben, über die man mühevoll alte Zeitung lesen musste?

Nein, das ist nicht mehr zeitgemäß. Wenn Sie heute die Wiener Zeitung von 1703, da ist sie zum ersten Mal erschienen, lesen wollen, dann können Sie dies zu Hause kostenfrei tun. Wir haben auch die gesamte „Neue Freie Presse“ in Kooperation mit der Tageszeitung „Die Presse“ digitalisiert. Sie müssen also nicht mehr in die Bibliothek kommen, um zu le-

sen und zu recherchieren, sondern können das auch von zu Hause aus machen.

Und der Bücherspeicher, von dem Sie zu Anfang gesprochen haben?

Er soll am Heldenplatz entstehen und da wird immer wieder die Frage an mich gestellt, warum es denn ausgerechnet der Heldenplatz, also ein so teurer Bauplatz sein muss. Für mich gibt es einfach zwei Gründe: Der eine ist ein praktischer, nämlich dass wir den Bücherspeicher deshalb dort brauchen, weil wir auch die Lesesäle am Heldenplatz haben und eine unmittelbare Anbindung brauchen. Unsere Leserinnen und Leser sollen weiterhin die Bücher sofort nach der Bestellung bekommen. Auf der anderen Seite, und das ist für mich auch ein wichtiges Argument, ist der Heldenplatz einer der sensibelsten Plätze dieser Republik und er ist für mich auch ein Platz der Schande. Da ist Hitler gestanden, der später Bücher verbrennen ließ. Die Massen haben ihm zugejubelt und ich denke, dass es diesem Platz gut anstünde, wenn wir dort ein Bücherzentrum errichten würden. Vielleicht wird er ja dann einmal „Platz der Bücher“ heißen. Das wäre für mich auch ein Zeichen der Versöhnung mit diesem Platz.



ZUR PERSON
Johanna Rachinger

geboren 1960 in Oberösterreich. Nach dem Studium der Theaterwissenschaft und Germanistik, von 1987 bis 1988 Lektorin beim Wiener Frauenverlag, von 1988 bis 1992 Leiterin der Buchberatungsstelle beim Österreichischen Bibliothekswerk. Von 1992 bis 1995 war sie Programmleiterin für den Bereich Jugendbuch beim Verlag Ueberreuter, danach Geschäftsführerin des Verlags.

LITERATUR

Murray G. HALL, Christina KÖSTNER
„... allerlei für die Nationalbibliothek zu ergattern“
Eine österreichische Institution in der NS-Zeit
Böhlau, Wien 2006
617 Seiten
ISBN 3-205-77504-X
ISBN-13: 978-3-205-77504-1

Joese Prokopetz
Sigrid Hauser
Georg Markus
Clemens Schaller

BEST OF FARKAS & CO

Das stadtTheater walfischgasse erinnert mit dieser Revue an den unvergleichlichen österreichischen Kabarettisten Karl Farkas, den scharfzüngigen, witzigen und genialen Texter mit dem perfekten Gespür für Pointen sowie an seine Doppelconférences mit Ernst Waldbrunn und Chansons von Hugo Wiener und anderen.

Sigrid Hauser und Joese Prokopetz, begleitet am Klavier von Clemens Schaller, sowie Georg Markus mit seinen Cconférences gestalten ein unterhaltsames Programm, das Ihre Lachmuskeln auf eine harte Probe stellen wird.

"Schau'n Sie sich das an!"

TERMINE:

6., 9., 14., 15., 23. Dez.

2., 3., 17., 20. und 21. Jän.

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org


stadtTheater
walfischgasse

stadtTheater walfischgasse Walfischgasse 4, 1010 Wien

Joseph Stiglitz und seine Arbeiten zur Globalisierung

Was kann man aus der Weltwirtschaftskrise lernen?
Der Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph Stiglitz fordert die Verantwortung der Staaten ein.

EINE ANALYSE VON HERBERT VOGLMAYR

Joseph Stiglitz, von der Hamburger „ZEIT“ als „der zur Zeit bedeutendste, kreativste und einflussreichste Wirtschaftswissenschaftler“ bezeichnet, ist vor allem mit den Büchern „Die Schatten der Globalisierung“ und „Die Chancen der Globalisierung“ bekannt geworden. Diese beiden Titel zeigen schon, dass er nicht, wie viele andere Globalisierungskritiker, in einer ablehnenden Haltung verbleibt, vielmehr in einer sehr differenzierten und vielfältigen Weise Vorschläge macht, wie der weltweite Verkehr von Gütern und Dienstleistungen mehr Menschen zugute kommen und weniger Verlierer produzieren kann. Ob es sich um weltweites Outsourcing (die Verlagerung von Produktion und Serviceleistungen in Billiglohnländer) oder die Bekämpfung der Armut handelt, um Klimaschutz oder Energieprobleme, um die Kontrolle transnationaler Konzerne oder die Reform des weltweiten Währungssystems – stets behält Stiglitz das Machbare im Auge und schildert die Zusammenhänge an Hand vieler Beispiele in ökonomisch fundierter Weise und in einer für wirtschaftspolitische Laien leicht verständlichen Sprache.

Seine zentrale These lautet, dass Staat und Markt aus dem Gleichgewicht geraten sind und das Diktat des Marktes nicht nur wenig sozial, sondern auf lange Sicht auch unwirtschaftlich ist. Er wendet sich gegen die neoliberalen Marktfundamentalisten, deren Theorie im Kern besagt, dass durch Liberalisierung der Märkte und Mini-

mierung der Rolle des Staates die Wirtschaft wachse und über den „Trickle-down-Effekt“ (ein Durchsickern von Einkommenseffekten nach unten) die Wohlfahrt aller Menschen zunehme. Dieses Konzept wurde im wesentlichen von Reaganomics und Thatcherismus in die wirtschaftspolitische Tat umgesetzt und ist bis heute das Mantra des IWF (Internationaler Währungsfonds) für jede ökonomische Krisensituation. Es wird in alle Welt getragen, indem angeschlagene Volkswirtschaften der Dritten Welt nur dann IWF-Kredite erhalten, wenn sie sich einer radikalen Marktwirtschaft verpflichten.

Stiglitz zeigt etwa an Hand der Wirtschaftskrise, die 1997 von Ostasien ausging und auf Russland und Lateinamerika übergriff, dass vor allem jene Länder Schiffbruch erlitten, die dem Rat des IWF folgten. Gründliche Analysen ergaben, dass die Forderung des IWF nach Kapitalmarktliberalisierung und die damit einhergehenden spekulativen Finanzströme der Hauptauslöser für die Krise war – eine bemerkenswerte Parallele zur gegenwärtigen Finanzkrise in den USA und Europa. Länder wie China und Indien hingegen, die ihren eigenen Weg gingen, bewältigten die Krise sehr erfolgreich. Sie öffneten ihre Kapitalmärkte für langfristige Investitionen, unterwarfen aber die kurzfristigen Kapitalströme Beschränkungen, weil sie erkannten, dass letztere allzuoft destabilisierend wirkten und man damit keine Fabriken aufbauen und Arbeitsplätze schaffen kann.

China, Indien und andere Länder Ostasiens, die

vorher unter Kolonialismus und Ausbeutung litten, haben die Globalisierung klug genutzt und mit einem beispiellosen Wirtschaftswachstum weit über zwei Milliarden Menschen aus der Armut befreit. Noch nie zuvor ist das Einkommen so vieler Menschen so schnell gestiegen. Neben China sind die USA der große Gewinner der Globalisierung, aber während die Wirtschaftsleistung stieg, stagnieren dort die Realeinkommen seit 25 Jahren und sind in den unteren Lohngruppen zurückgegangen.

Die großen Verlierer der Globalisierung sind die Entwicklungsländer in Afrika und Lateinamerika, die die niedrigsten Wachstumsraten und steigende Armut verzeichnen. Historisch gesehen ist Afrika von der Globalisierung am stärksten ausgebeutet worden, die Kolonialmächte eig-



Stiglitz (im Bild bei der Verleihung des Nobelpreises) schreibt gegen puren Thatcherismus und Reaganomics an.

neten sich die Rohstoffe des Kontinents an, ohne eine nennenswerte Gegenleistung zu erbringen und staatliche Strukturen aufzubauen. Die Erfolge in Ostasien – wo der Staat eine aktive Rolle spielt – und die Misserfolge in Afrika und Lateinamerika liefern für Stiglitz zusammen das stärkste Argument gegen eine radikale Marktwirtschaft.

Schlimm erging es auch Russland zwischen 1990 und 2000, als es bei der Systemumstellung der von IWF und US-Finanzministerium empfohlenen Strategie einer übereilten Privatisierung folgte. Obgleich der russischen Regierung mehrfach versichert wurde, die Privatisierungen würden Wachstum und Investitionen ankurbeln, ging die Produktion um mehr als ein Drittel zurück. Der Gegensatz zwischen den Verheißungen der freien Marktwirtschaft und einer beispiellosen Verelendung hätte größer nicht sein können. Die Lebenserwartung sank in dieser Zeit um sage und schreibe vier Jahre. Die Oligarchen, die die Staatsbetriebe (oft auf korruptem Wege und zu Schleuderpreisen) erworben hatten, vertrauten der wirtschaftlichen Zukunft nicht und schafften ihr Kapital schneller außer Landes als der IWF in Form von Krediten hinein pumpte. Es war, als hätten die westlichen Berater geglaubt, man brauche den Vogelkäfig nur zu öffnen, und schon würden Vögel hinein fliegen. Aber die Vögelchen im Käfig zogen es vor, das Weite zu suchen.

Obwohl USA und Europa die Rhetorik des Freihandels perfektionierten, setzen sie Handelsabkommen durch, die die Märkte in den Entwicklungsländern für Güter aus den Industrieländern öffnen, ohne die eigenen Märkte für Waren aus der Dritten Welt im gleichen Umfang zu öffnen. Während die Industriestaaten ihre gigantischen Agrarsubventionen beibehalten, verlangen sie von den Entwicklungsländern, die Subventionierung ihrer aufstrebenden Industrien einzustellen. Die von den reichen Ländern geleistete Entwicklungshilfe beträgt weniger als ein Drittel dessen, was allein durch Handelshemmnisse an Mindereinnahmen verursacht wird.

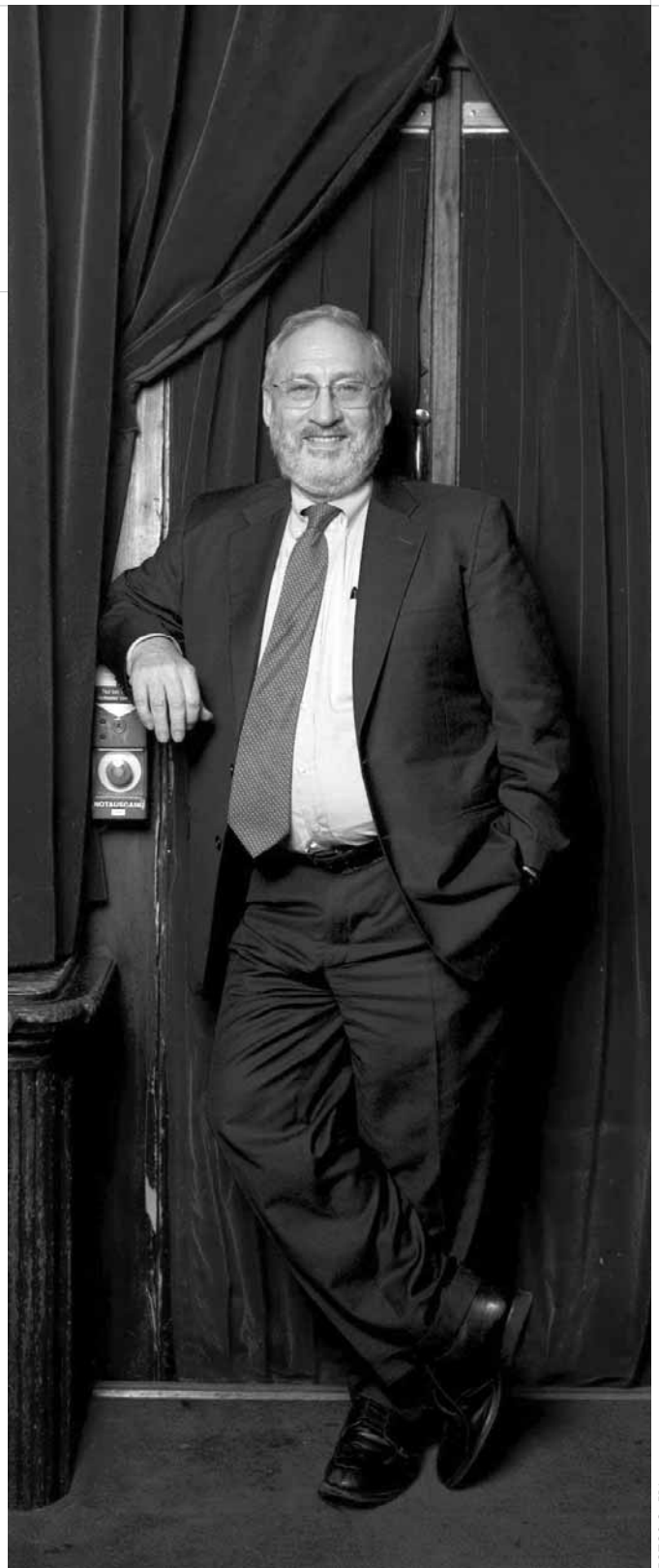
Generell ist Stiglitz der Ansicht, dass Märkte zwar im Zentrum jeder erfolgreichen Volkswirtschaft stehen, dass aber der Staat für Rahmenbedingungen zu sorgen hat, in denen Unternehmen florieren (z.B. funktionierender Wettbewerb, keine Monopole, geregeltes Bankwesen) und dort eingreift, wo Märkte nicht das gewünschte Ergebnis bringen (z.B. soziale Absicherung, Umweltschutz). In den westlichen Demokratien sind

im Laufe der letzten 200 Jahre und im Rahmen des Nationalstaates rechtliche und kontrollierende Strukturen aufgebaut worden als Reaktion auf Fehlentwicklungen, die in einem entfesselten Kapitalismus auftraten.

Da die wirtschaftliche Globalisierung die politische längst hinter sich gelassen hat, sind heute viele Probleme auf nationaler Ebene nicht mehr lösbar. Der Nationalstaat wird dadurch in seiner politischen Fähigkeit beschnitten, die Marktwirtschaft sozial verträglich zu gestalten. In Europa und den USA gilt die Globalisierung vielen als Bedrohung wegen der massiven Verlagerung von Arbeitsplätzen ins Ausland, die Entwicklungsländer sind aufgebracht darüber, dass die Industriestaaten die Weltwirtschaftsordnung einseitig zu ihrem Vorteil gestalten. Hier wie dort sehen viele Menschen, dass die Interessen von Finanzinvestoren über andere Werte gestellt werden und erleben die Globalisierung als eine Art Teufelspakt, in dem zwar die Wirtschaftsstatistiken schön aussehen, aber die armen Menschen ärmer werden, die Wohlfahrt der Mittelschicht bedroht ist und nur einige wenige Landsleute reicher werden. Das ist wohl ein wichtiger Grund dafür, dass derzeit aggressive, reaktionäre Nationalismen politisch so erfolgreich sind.

Stiglitz plädiert für einen globalen Gesellschaftsvertrag und eine faire Welthandelsordnung. Er sieht die große Herausforderung darin, demokratische Institutionen auf internationaler Ebene aufzubauen, um einen wirksamen globalen Ordnungsrahmen für die globale Ökonomie zu schaffen, der es ermöglicht, den von der Globalisierung aufgeworfenen Problemen effektiv zu begegnen und Fehlentwicklungen eines entfesselten globalen Kapitalismus zu vermeiden. Seiner Meinung nach wird das auf jeden Fall geschehen, die Frage sei nur, ob diese Veränderungen geordnet vor sich gehen oder in Form gewaltsamer Umbrüche und Kriege.

Ein anschauliches Beispiel liefert die aktuelle Finanzmarktkrise, die Europa und die USA zwingt, in einer Feuerwehraction den drohenden Zusammenbruch des internationalen Bankwesens zu verhindern. Ob das nur eine Verlustabdeckung mit Steuergeld sein wird oder zur Einrichtung einer globalen Finanzmarktaufsicht führt, ist noch offen. Letzteres wäre aber wichtig, um die Gestaltung des Gemeinwesens wieder stärker in die politische Hand zu nehmen und nicht der „unsichtbaren Hand des Marktes“ zu überlassen.



FOTOS ©: EPA

ZUR PERSON

Joseph Stiglitz

Joseph Stiglitz, 1943 in den USA geboren, war Professor für Volkswirtschaft in Yale, Princeton, Oxford und Stanford, bevor er 1993–1997 Wirtschaftsberater der Clinton-Regierung und 1997–2000 Chefökonom der Weltbank wurde. 1901 erhielt er für theoretische Arbeiten zum Verhältnis von Information und Märkten den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften. Derzeit lehrt er an der Columbia University in New York.

Kurt Yakov Tutter

Herrn
Peter Menasse
Chefredakteur, **NU**
Wien

Sehr geehrter Herr Menasse !

Der Artikel "Wenn der Gregorianische Choral jüdisch wäre" (NU Nr. 32 Siwan 5788) hatte meine Aufmerksamkeit angezogen, noch ehe ich wahrgenommen hatte dass es sich um ein Interview mit Anton Pelinka handelte. Darauf komme ich bald zurück.

Das Interview fand ich sehr interessant, um so mehr da ich vorigen Juni in Wien mit meinem Freund Pelinka eine ähnliche Diskussion hatte. In dieser verteidigte ich meine Anschauung, die eher mit der Ihres Mitherausgebers Martin Engelberg übereinstimmt.

Als Urtypischer Wiener Jude, Vater aus Galizien, Mutter aus der Bukowina und selbst im II. Bezirk geboren, behauptete ich dass man sich als Jude bekennen kann einfach weil man es ist und man den Willen, ja den freien Wunsch hat, Jude zu bleiben, abgesehen von Abgrenzung durch den Antisemitismus. Die Shoah werft ständig ihren trüben Schatten auf uns. Sie definiert uns aber nicht mehr und ist den tagtäglichen Gedanken der meisten Juden eher fern. Man lehrt wohl davon in jüdischen Schulen und ermutigt junge Leute zu Wallfahrten wie den „March of the Living“. Was uns aber definiert ist der gemeinsame Wunsch zum Wiederaufleben einer vielfarbigen jüdischen Existenz.

Zwar konnte ich Anton Pelinka meiner Anschauung nicht überzeugen, eben so wenig wie Martin Engelberg es seinerseits konnte. Wir hatten ja auch von vielen anderen guten Sachen zu reden. Was aber den gregorianischen Choral betrifft, da kann ich Euch trotz der zögernden Schlagzeile des Artikels unwiderlegbar erwidern:
Der gregorianische Choral ist jüdisch !!! Wie komme ich denn dazu !?

Unsere Eltern wurden in September 1942 aus Brüssel deportiert. Nachdem die gute Wehrmacht Soldaten uns zur Bereitschaft in 20 Minuten befohlen hatten – „für die Kinder können Sie auch Koffer packen“ – hat unsere Mutter uns in einen Bodenzimmer versteckt. Als die Soldaten zurückkamen waren nur die zwei Erwachsene da. Laut den Nachbarn wurde unsere Mutter verprügelt und die Stiegen herabgeschleudert. Sie hat aber geschwiegen und es gab keine Zeit uns zu suchen. Die Lastwagen mit ihrer Beute waren im Sammellager erwartet. Über 800 Österreicher wurden aus Belgien deportiert.

Damals war ich 12, mein Schwesterl 5 Jahre alt. Wir gelangten in einen Waisenhaus. Die jüdische Résistance in Belgien, eine der kräftigsten in ganz Europa, bemühte sich damals meistens um jüdische Kinder zu retten, indem sie ihnen illegale Unterkunft fanden bei christlichen Familien. So wurden in Belgien mehr wie 3.000 Kinder gerettet!

Wir gelangten zur Familie Ocket in Gent. Als „Neffe“ der Mme. Ocket wurde ich in der katholischen Schule registriert. Von meiner Herkunft eingeweiht waren nur der Prior und mein Klassenlehrer, Bruder Tertul. Dieser war auch Dirigent des Schulchors und da ich eine gute Sopranstimme hatte, wurde ich bald ins Chor eingereiht. Jeden Sonntag sangen wir die Messe in der Pfarrkirche. Bald erkannte ich alte jüdische Gebete in den Lateintexten. Sanctus Sanctus Sanctus war sicher das dreimal wiederholte Kadosch dass mir längst bekannt war und ich fand sämtliche andere Beispiele.

In Gent war Bruder Tertul anerkannt als Experte im Bereich des Gregorianischen Choral. Er lehrte uns den Flämischen, seiner Meinung nach den reinst traditionellen Gesangstil, „nicht wie die schleppende Franzosen oder ärger noch wie die Italiener“.

Eines Tages bei einer Soloprobe, sagte er mir ruhig: „Mach Dir keine Sorgen dafür, dass Du diese Gesänge mit uns singst. Es sind jedenfalls nur alte jüdische Tempelgesänge, welche die frühe Christen nach Rom mitgebracht haben. Erst im VI. Jahrhundert hat Papst Gregorius I (540 – 604) neue lateinische Worte dazu gestellt, aber es sind doch immer Deine Gesänge“.

Wie hat ein katholischer Geistliche es verstanden dass ein jüdisches Kind tief in seiner Seele betroffen wäre weil er seine Volksangehörigkeit und seinen Glauben verschleiern musste. Wie hat er die rechten Worte gefunden um dieses Kind zu trösten. War es dass Bruder Tertul sich als Fleming ebenfalls eines diskriminierten Volkes angehörig fühlte? Seine Liebe der flämischen Volkslieder, die wir öfters sangen, war uns Chorknaben gut bekannt. Er war überhaupt ein guter Mensch.

Möge die Begründung von Bruder Tertuls Worte in der Vergangenheit geblieben sein, ist mir aber eines seither mit Sicherheit bewusst: Der Gregorianische Choral ist jüdisch ! Möge man auch eines Tages diesen Tempelchoralen hebräische Texte wiederherstellen.

Alles Gute zum Neuen Jahr, Gmar Chatima Tovah !

Mit freundlichen Grüßen,



Kurt Yakov Tutter

Kopie an Dr. Anton Pelinka

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich lese das NU regelmäßig. Mal gefällt es mir mehr, mal weniger. Das ist normal. Es kann ja nicht alles allen gefallen. Aber diese letzte Nummer war wirklich etwas Besonderes. Ich kann mir vorstellen, dass ich mit dieser Meinung nicht allein bin. Da waren alle Beiträge interessant (für mich). Ich freue mich auf die nächste Nummer. Vielleicht wird es wieder ein Volltreffer. Jedenfalls Danke und Gratulation.

Herzlich Johanna Tausig

**Sie finden NU gut?
Oder haben Sie Kritik?**

**Wir freuen uns über
Ihre Meinung!**

**Schreiben Sie an
office@nunu.at**



**Das nächste NU
erscheint im Frühjahr
2009**

Suchbild auf Jiddisch ...

Auf diesem Bild, das Feiertage und Weltwirtschaftskrise verbindet,
sind neun Fehler versteckt. Finden Sie sie!

VON MICHAELA SPIEGEL

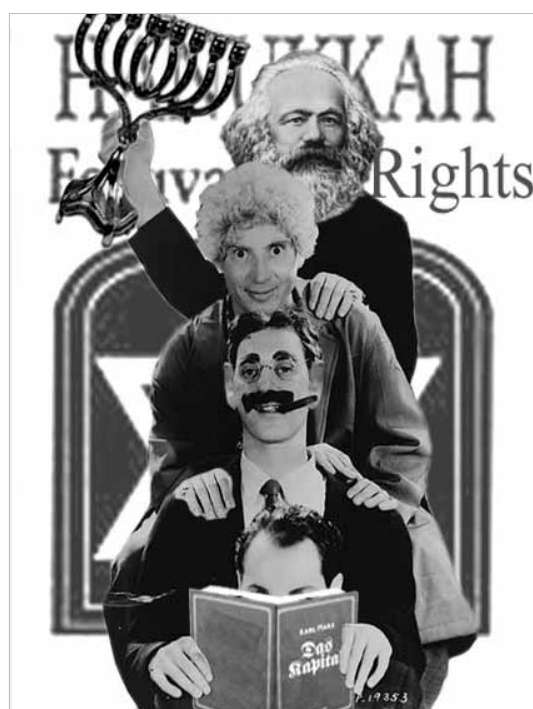




FOTO: PETER RICAUD

Lichtblicke in der Krise

VON MARTIN ENGELBERG

Die derzeitige Wirtschaftskrise lässt niemanden unberührt. Es gibt genug Grund zu Ärger und Sorge. Aber jede Krise hat auch ihre guten Seiten – so auch diese.

Ganz besonders erfreulich ist da die Tatsache, dass der Ölpreis von seinem Höchststand im Juli 2008 mit einem Preis von US\$ 147,- pro Barrel auf derzeit etwa US\$ 50,-, also um zirka zwei Drittel, gefallen ist. Dies trifft insbesondere jene Länder wie den Iran, Venezuela und Russland, deren Führer wie Mahmud Ahmadinedschad, Hugo Chavez oder Wladimir Putin in den vergangenen Jahren nur so strotzten vor Selbstvertrauen und der Bereitschaft, mit den sprudelnden Erdöleinnahmen groß Politik gegen die westliche Welt, allen voran gegen die USA und Israel, zu machen.

Der abgestürzte Ölpreis wird einiges auslösen in Ländern wie dem Iran, dessen Erdöleinnahmen rund achtzig Prozent der gesamten Staatseinnahmen ausmachen. Und dessen Präsident Ahmadinedschad jetzt vor der bitteren Wahl steht, entweder die Staatsausgaben dramatisch zu reduzieren oder aber die Notenpresse anzuwerfen und damit zu riskieren, dass die Inflationsrate von bereits über 25 Prozent noch weiter steigt. Dazu stehen im Iran im Sommer 2009 auch noch Wahlen an.

Ganz ähnlich geht es Chavez, Präsident von Venezuela. Mit den üppig fließenden Petrodollars hielt er sei-

ne Landsleute mit billigen Lebensmitteln und Benzin bei guter Laune. Währenddessen schmiedete Chavez gemeinsam mit Ahmadinedschad an einer anti-westlichen Allianz und erhöhte seinen Einfluss in Südamerika, indem er willfährige politische Freunde mit billigen Öllieferungen und Bargeld belohnte. Chavez benötigt jedoch zur Deckung der derzeitigen Ausgaben und der Subventionierung seiner amerikafeindlichen Politik einen Ölpreis von US\$ 80,-.

In Russland schließlich, das in den letzten Jahren seine Großmachtträu-

Der drastisch gesunkene Ölpreis wird einen ganz direkten Einfluss auf Israel haben. Denn Terrororganisationen wie Hamas und Hisbollah wurden vom Iran gesponsert – mit Geld aus dessen Öleinnahmen.

me wiederauferstehen sah, ist nicht nur der Staatshaushalt aus den Fugen geraten, sondern auch die Börse am Boden. Westliche Unternehmen verlassen in Scharen das Land. Die schillernde Welt der Oligarchen ist ebenfalls ins Wanken geraten. Sie

verloren im letzten halben Jahr die nicht unbedeutliche Summe von rund 250 Milliarden US-Dollar.

Vermutlich wird der drastisch gesunkene Ölpreis auch einen ganz direkten Effekt auf Israel haben. Terrororganisationen wie die Hamas und die Hisbollah wurden weitgehend vom Iran gesponsert. Auch dieses Geld stammte vor allem aus den gewaltigen Öleinnahmen – und auch hier sollte der gefallene Ölpreis einigermaßen dämpfend wirken.

Eine gewisse Genugtuung verkneifen kann man sich wohl auch nicht bei einigen Erfolgsstorys, die sich jetzt ordentlich ins Gegenteil verkehrten. So reizte es offensichtlich den deutschen Milliardär Adolf Merckle ganz außerordentlich, mitten in der Krise mit gigantischen Beträgen auf weiter fallende Kurse zu setzen und damit die Aktienkurse noch stärker zum Absturz zu bringen. All das geschah in der Hoffnung, damit sein ohnehin nicht geringes Vermögen noch mehr zu vergrößern.

Ganz besonders abgesehen hatte er es auf die VW-Aktie. Sein Pech dabei: Andere Player auf den Aktienmärkten bekamen das offensichtlich mit und hielten seinen Leerverkäufen entgegen. Der Kurs der VW-Aktie drehte ins Plus und stieg in schwindende Höhen. Das Resultat für den wohl etwas zu gierigen Adolf Merckle war ein geschätzter Verlust von 1,3 Milliarden Euro.

FOTO: PETER RICAUD



Wird der Tempel bald zum Café-Museum?

VON ERWIN JAVOR

Es muss so Anfang der Fünfzigerjahre gewesen sein. Meine Eltern und ich gingen regelmäßig in ein koscheres Restaurant, das den bezeichnenden Namen „Pax“ trug. Das „Pax“ war eine Mischung aus Kaffeehaus, Restaurant, Bethaus, Schwarzmarkt und jüdisches Gemeindezentrum für „Zuagaste“, oft völlig orientierungslose Ostjuden, die in Wien gestrandet waren. Zu Hochzeiten, Bar Mizwas, für Kartenpartien oder die hohen Feiertage wurde der Speisesaal des „Pax“ ausgeräumt und zu einer Spielhölle oder einer Synagoge umfunktioniert. Ich erinnere mich an das Lebensgefühl der „Zuagasten“, das sich in einem ganz bestimmten Gemisch von Melodien, Gesprächen in Jiddisch, Gerüchen, dem schweren ostjüdischen Essen und inbrünstigen Gebeten ausdrückte.

Irgendwann wurde das „Pax“ geschlossen und die hohen Feiertage fanden für mich im Hotel Post statt, das einen eigenen Chasan aufwies, der die charakteristischen ostjüdischen Melodien so interpretierte, dass sich Menschen wie mein Vater zu Hause fühlten. Eines Tages machte der Chasan Karriere, indem er von der Kultusgemeinde als Oberkantor in den Stadttempel engagiert wurde. Meine Eltern, wie viele andere Ostjuden, fanden dadurch auch den Weg dorthin. Einer der Vorgänger von „unserem“ Chasan, der aus einem Shtetl kam, war Salomon Sulzer, ein Freund von Franz Schubert, der eine neue klassische Form für das Gebet entwickelt hatte und ein bedeutender Komponist für kantoralen Musik wur-

de. Die Melodien und Improvisationen, die ich im Ohr hatte, stammten aber von „Jossele“ Rosenblatt, dem galizischen „König der Chasanim“. Ich war völlig irritiert. Das war plötzlich eine ganz andere Welt. Es herrschte Zucht und Ordnung. Der Rabbiner trug eine Art Talar, wie ein Richter in einem Hollywoodfilm. Der Oberkantor und der Chor trugen Uniformen und der Tempeldiener eine richtige Livree mit einem Napoleonhut. Ich wunderte mich: War das das Bethaus einer anderen Religion? Der Chasan war zu einem Kantor geworden und sang jetzt statt zu beten, so wie die urbanen Wiener Juden sich das vorstellten. Jene, denen im Lauf der Jahrhunderte die Stadt mittlerweile näherstand als das Shtetl. Mit der Zeit fanden sich immer mehr Ostjuden im Stadttempel ein, und nach und nach begannen ihre Erinnerungen an zu Hause, ihre ganz speziellen Traditionen und Bräuche den Stadttempel zu prägen und zu verändern. Ein Großteil der Wiener Juden hatte sich in der Zeit der Monarchie und vor dem Krieg die Ordnung und den disziplinierten Ablauf der katholischen Messe ein wenig zum Vorbild genommen. Die Traditionen der Ostjuden aber waren geprägt von Lebensfreude und Individualität im Gebet. Für Nichteingeweihte aber herrschte bei diesen Gottesdiensten schlichtweg Chaos. Es wurde während des Gebets geredet, gestritten und gelacht, und nur bei gewissen wichtigen Stellen hat man sich ganz konzentriert dem Gebet hingegeben.

Aber abgesehen davon, bedeutete der Einfluss der Ostjuden im Stadttempel auch, dass diese Generation, die nach der Shoah hier gestrandet war, ihr umfangreiches Wissen über Religion und Jüdischkeit mitbrachte. Mein Vater zum Beispiel war schon als Kleinkind in einem orthodoxen Cheder geschult worden und musste neben der säkularen Schule täglich viele Stunden Thora und Talmud studieren.

Meine Generation, die diesen Wissensstand nicht annähernd erreicht hat, kann da nicht mithalten. Wie auch? Meine Eltern und ihre Freunde waren vollauf mit dem Aufbau ihrer Existenz beschäftigt und ihre Prioritäten in der Kindererziehung waren auf die Zukunft und damit gegen die zu starke Betonung auf Religion gerichtet. Also ist heute im Gegensatz zu früher, wo in einem scheinbaren Durcheinander die wichtigen Gebete mit großem Ernst durchgeführt wurden, lediglich das Durcheinander geblieben. Viele meiner Freunde gehen so wie ich nur noch zu besonderen Anlässen und zu den hohen Feiertagen in den Stadttempel, um die Tradition fortzusetzen und ihre Kinder zu ihrer Identität zu führen. Eine ‚community of fate‘ sind wir sicher immer noch, aber eine ‚community of faith‘ nur noch in Ansätzen.

Heute, fünfzig Jahre später, kommt mir der Stadttempel vor wie ein eingeführtes, aber immer schlechter besuchtes Kaffeehaus, nur ohne Kaffee. Bald wird es – fürchte ich – zum Museum werden.



FOTO ©: PETER RICAUD

Zehn Fragen oder was wir von Rot-Schwarz lernen



FOTO ©: PETER RICAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Bevor wir heute zu dajgezzen beginnen, muss ich dich auffordern, mir zehn Fragen zu beantworten.

Javor: Deine Vorfahren scheinen am Berg Sinai nicht aufgemerkt zu haben, anderenfalls wüsstest du, dass es „zehn Gebote“ heißt.

Menasse: Nein, horch zu: Ich halte es mit Josef Pröll. Bevor wir weitere Verhandlungen in großer Runde führen, will ich sichergehen, dass du es ernst mit mir meinst.

Javor: Was willst du denn von mir wissen?

Menasse: Also ich habe hier einen Zettel mit meinen Fragen:

1. Zahlst du meinen Kaffee?
2. Hast du die feste Absicht, heute endlich einmal lustig zu sein und nicht wieder mit meinen Schmähns hausieren zu gehen?
3. Akzeptierst du, dass alle Beiträge beim Dajgezzen von mir kommen?
4. Bist du damit einverstanden, dass hingegen sämtliche Rechtschreibfehler dir zugeschrieben werden?

Javor: Halt, halt. Vorher musst du mir bestätigen, dass wir ohne Wenn und Aber gegen die Schließung der regionalen Kaffeehäuser in Österreich einschreiten. Ich fordere eine Universaldienstverordnung für alle Beisln des Landes. Kein Oberkellner und kein Piccolo darf gekündigt werden.

Javor: Das kannst du nicht verlangen. Meine steirischen Freunde würden nie akzeptieren, dass die Cafés verstaatlicht werden. Sie bringen gerade ihre Back-

hendlstationen unter dem Markennamen „Blindes Huhn AG“ an die Börse. Das nenn ich mir ein „future“.

Javor: Na gut, aber wenigstens unser Stammcafé gehört der Kultursektion des Unterrichtsministeriums einverleibt. Wenn wir dann hier „a Theater“ haben, lassen wir uns eine Subvention bewilligen. Ansonsten bin ich mit allen Forderungen einverstanden, wenn ich nur oben als Autor stehen darf.

Menasse: Ich merke, du bist stolz, aufrecht und weise wie Werner Faymann. Herr Ober, noch eine Melange. Alles auf die Rechnung vom Javor.

Javor: Herr Ober, Sie brauchen sich nicht beeilen, ich habe soeben per Verordnung ihren ganzen Berufsstand pragmatisiert. Nur die Hacklerregelung gilt für sie nicht. Weil zu viel hackeln kann man Ihnen wirklich nicht vorwerfen.

Menasse: Jetzt hast du ihn gekränkt.

Javor: So viel Kränkung, wie ein durchschnittlicher Wiener Ober einem während eines langen Lebens zufügt, kann man bei größter Anstrengung nicht zurückgeben.

Menasse: Aber wie auch immer, fangen wir endlich mit dem Dajgezzen an.

Javor: Sag, was ist eigentlich ein Lebensmensch?

Menasse: Wenn zwei sich mögen und einer stirbt, ist einer ein Lebensmensch und der andere ein toter Mensch.

Javor: Hoffentlich hast du jetzt nicht die Kärntner Seele gekränkt und wir bekommen dort in jedem Wirtshaus Lokalverbot.

Menasse: Die Kärntner Seele ist enorm sensibel. Ich habe seit Maria Schell, genannt das „Seelchen“, niemand so schön weinen sehen wie diesen Herrn Stefan Petzner.

Javor: Wenden wir uns von Kärnten ab. Ist ja eigentlich ein unwichtiges Bundesland. Let's change.

Menasse: Du willst von Obama reden?

Javor: Nein, von den Mittelparteien, die Martin Graf zum Dritten Nationalratspräsidenten gewählt haben. Was treibt diese Leute?

Menasse: Sie sagen, es wäre eine „Usance“, dass sich die drittstärkste Partei den Kandidaten aussuchen darf.

Javor: Diese Usance muss aber relativ neu sein. Meine Vorfahren waren ja im Gegensatz zu den Deinen am Berg Sinai, haben mir allerdings von einer solchen Regel nichts erzählt.

Menasse: Jedenfalls ist jetzt ein rechts-extremer, schlagender Burschenschafter einer der wichtigsten Vertreter Österreichs.

Javor: Nu, immerhin etwas, wo sich die Roten und Schwarzen einig sind.

Menasse: Ja sonst streiten sie ja wieder auf das Allerfeinste. Apropos, was glaubst du, wie lange die neue Regierung halten wird?

Javor: Ich fürchte, das wird eine Lebensmensch-Geschichte. Nur, dass am Ende beide mausetot sind.

** dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*

Wir holen dich da raus.





P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/531 77-583

Bank Austria (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/531 77-583. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro. NU ist zudem in den Buchhandlungen Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, und Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien, zu erwerben.

Redaktion und ständige Mitarbeiter:

Irene Brickner, Martin Engelberg, Eric Frey, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Michael Kerbler, Richard Kienzl (Art Direktion), Christian Kollmann, Margaretha Kopeinig, Mary Kreutzer, Michael Laczynski, Danny Leder, Sophie Lillie, Helene Maimann, Cornelia Mayrbäurl, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Berthold Molden, Fritz Neumann, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Hanna Ronzheimer, Thomas Schmidinger, Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Regina Strassegger, Petra Stuißer, Barbara Tóth (Chefin vom Dienst), Thomas Trenkler, Herbert Voglmayr.

Satz & Layout:

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien www.wienerzeitung.at

Druck:

Leykam Druck GmbH&CoKG, 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn du nicht darüber reden willst, lasse ich dich in Ruhe.“)